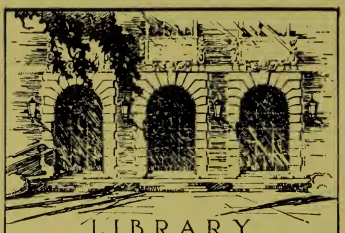
834L5288
Or
v.4

Robinsonaden

Raben Verlag

Charlottenburg 4
1919



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

834L5288
Or
v.4

Robinsonaden

Band IV

Der Kurländische Robinson und die Venetianische Robinsonin

sowie

Der Niedersächsische Robinson

Als letzten Gruß
Verfasserin überreicht
Maria Lehnert
Charl. 16. Mai 1924

Robinsonaden

Eine Sammlung von Abenteurergeschichten früherer Jahrhunderte

Bearbeitet und herausgegeben
von
Maximilian Lehnert

Vierter Band

Raben-Verlag
G. m. b. H.
Charlottenburg

Der Kurländische Robinson
und die Venetianische Robinsonin
sowie
Der Niedersächsische Robinson

Bearbeitet und herausgegeben
von
Maximilian Lehnert

Raben-Verlag
G. m. b. H.
Charlottenburg

Alle Rechte, namentlich das Ueberſetzungsrecht, vorbehalten.

Copyright 1919 by Raben-Verlag, G. m. b. H., Charlottenburg.

Druck: Lindendruckerei und Verlags-Geſ. m. b. H., Berlin NW 6.
Einbände und Broſchur von Wilhelm Kämmerer, Berlin.

Der Kurländische Robinson.

Vorbericht.*)

Gleich am Anfange meiner Erzählung möchte ich ausrufen und schreiben:

Geliebter und geneigter Leser!

Ich habe mich zur Ruhe gesetzt und bin Bote geworden! Meine Ruhe aber, die ich genieße, habe ich dazu verwandt, meiner Frau und meinen Lebenslauf zu entwerfen und Dir hier gedruckt mitzuteilen.

Sprich nun nicht, wenn Du dies liest: „Es sind doch nur gedruckte Lügen!"

Nein, Du sollst, soviel an mir liegt, nichts anderes als die reine Wahrheit hören und lesen.

Ich sage also: Ich habe mich zur Ruhe gesetzt und bin Bote geworden. Dies wird Dir vermutlich eigenartig und möglicherweise auch widerspruchsvoll vorkommen; allein, ich will Dir zeigen, daß ich die Wahrheit rede. Meinen Lebenslauf und die mühsame Art, mit der ich mir mein Brot verdiente, wirst Du aus meiner Erzählung kennen lernen. Vor kurzem nun gab mir das gute Schicksal meine Ruhe. Ich wurde bei einem gewissen Amt als Bote angenommen; doch genieße ich dabei viel mehr Ruhe, als ich je in meinem Leben gehabt habe, und aus

*) Der genaue Titel des Originals lautet:
Der Curländische und die Venetianische Robinsonin. Eine moralische (sic!) Roman.
Franckfurth und Leipzig 1756.

dem Grunde kann ich mit voller Wahrheit sagen: Ich habe mich zur Ruhe gesetzt und bin Bote geworden.

Meine Botentätigkeit gestattet mir den Sonntag zum Gottesdienst, den Montag, Dienstag und Mittwoch zur Ausübung meines Dienstes, den Donnerstag, Freitag und Sonnabend zu Nützlichem und Einträglichem anzuwenden.

Kaum war ich vier Monate in meinem neuen Amt, da merkte ich, daß ich die drei letzten Wochentage lang eine Arbeit vornehmen könnte, die mich vor dem mir ohnehin verhaßten Müßiggange schützen würde. Meine Frau sprach deswegen ebenfalls mit mir und riet mir, zu überlegen, wie ich an diesen drei müßigen Tagen etwas für die Wirtschaft verdienen könnte.

Einige Wochen hindurch konnte ich trotz aller Mühe meine Absicht nicht verwirklichen; auch von mehreren Leuten, die ich als mir wohlwollend kannte, war kein Rat zu bekommen. An einem Freitage aber kam ich zu einem guten Freunde, der dreizehn verschiedene Robinsonbücher eben von dem Buchbinder zugeschickt erhalten hatte. Ich durchblätterte eins nach dem andern und dachte bei mir selbst: „Solange du keine einträgliche Nebenbeschäftigung findest, kannst du doch auch ein Buch schreiben!“

Gelesen hatte ich bereits genug, und die mannigfache Korrespondenz, die ich in meinem Leben geführt hatte, ließ mich glauben, daß ich eine leidliche Gewandtheit besäße, meinen Vorsatz durchführen zu können.

Daß ich nicht müßig sein wollte, war meiner Frau zwar nicht unangenehm; denn sooft ich an diesen drei freien Tagen ausging, gab ich jedesmal in Gesellschaft einiger Bekannter ein paar Groschen unnötig aus, die von dem Wirtschaftsgelde abgingen. Doch hatte meine Frau folgende Bedenken:

„Lieber Mann," sagte sie, „was kommt aus der Arbeit, die du dir vorgenommen hast, wohl heraus? Ist es nicht eine bloße Verschwendung von Papier, Federn und Tinte?"

Da ich gerade ausgehen wollte, so hatte ich keine Zeit, meiner Frau darauf zu antworten. Zufällig traf ich unterwegs einen Buchhändler, der vor seinem Laden stand. Ich redete ihn an und erzählte ihm, ein guter Freund wollte seine wunderbare und merkwürdige Lebensgeschichte schreiben und in die Maske eines Robinsons einkleiden; doch suchte er zunächst einen Verleger, der ihm seine Mühe bezahlen würde. Der Buchhändler fragte mich, ob ich im Auftrage meines Freundes mit ihm verhandelte, und als ich es bejahte, gab er mir für meine Vermittlung einen Gulden und für den Verfasser des zu entwerfenden Robinsonbuches als Anzahlung einen Louisdor.

Mit diesem Gelde wanderte ich nach Hause zu meiner Frau, setzte mich hin und begann mein Buch.

Meine Frau trat zu mir und sagte: „Wenn nun der Monat aus ist, wer wird dir deine Arbeit bezahlen? Werden wir von deinem erhofften Verdienst einkaufen und einen Braten essen können?"

„Zwei und noch mehr," antwortete ich. Darauf nahm ich den Gulden und den Louisdor aus der

Tasche und sagte: „Hier ist mein erster Verdienst! Kaufe dafür ein!“

Meine Frau staunte nicht wenig. Sie fragte, wo ich das Geld her hätte. Ich erzählte ihr mein Gespräch mit dem Buchhändler, und sie war ganz zufrieden, daß der Anfang meines Buchschreibens so glücklich wäre.

Ehe ich nun aber meine Erzählung beginne, will ich noch einen Punkt aufklären. Daß ich den Namen Robinson angenommen habe, ist deswegen geschehen, weil mein eigentlicher Name mit „Robin“ anfängt und meine Frau den gleichen Vatersnamen hat, obwohl wir nicht miteinander verwandt sind. Es schien mir also nicht unangebracht, eine Silbe von unserem Namen fortzulassen und an ihre Stelle die Silbe „son“ zu setzen, mithin mich Robinson und meine Frau nach der Gewohnheit unserer Zeit Robinsonin zu nennen. Die Geschichten in meinem Buch sind entweder geographisch oder historisch, moralisch und ebensooft höchst merkwürdig; sie werden daher dem Leser einen angenehmen Zeitvertreib gewähren. Dabei will ich noch ausdrücklich hervorheben, daß ich keine seltsamen Neuigkeiten, Wunder und unbekannten Dinge erzählen werde. Ich hoffe aber, daß auch ohnedies mancher von dem Lesen meines Buches Nutzen und Vergnügen haben wird.

Womit ich mich dem geneigten Leser bestens empfehle.

Der Verfasser
Robinson.

Der Kurländische Robinson
und die
Venetianische Robinsonin

Mein Name ist Robin . . ., für dieses Buch aber Robinson und mein Vaterland das Herzogtum Kurland*). Mein Vater war ein Kinderlehrer oder Schulmeister, der vornehmer Leute Kinder in allerhand Sprachen unterrichtete, dadurch ein schönes Stück Geld verdiente und in seinem Witwerstande (meine Mutter war, als ich knapp drei Jahre alt war, im Wochenbett gestorben) sein reichliches Auskommen fand. Er lebte bald auf dem Lande bei adligen Herrschaften, bald in der Stadt, meist zu Mitau, Goldingen und Windau. Wo er hinging, mußte ich ihn mit meiner Pflegemutter, namens Magdalene, begleiten, die mein Vater wegen seiner Wirtschaft und meiner Erziehung zu sich genommen hatte.

---

*) Wörtliche Anmerkung des Verfassers: „Curland lieget zwischen Liefland und Samogitien. Es gehörete ehemals zu Liefland und dem Creutz-Orden; Allein da dieser Orden in Abnehmen kam, begab sich der letzte Ordensmeister Gotthard Kettler unter Pohlnischen Schutz, jedoch mit dem ausdrücklichen Bedinge, daß er in Zukunft sein Land als ein weltlicher Hertzog beherrschen und erblich besitzen wolle, welches auch geschehen ist. Hierauf ist die Lutherische Religion in dem gantzen Hertzogthum eingeführt worden, zu welcher sich auch ein Hertzog von Curland bekennet. Dieses Hertzogthum bestehet aus zweyen Ländgens, nemlich aus Curland, welches zur linken und Semigallien, das zur rechten Hand lieget."

Geboren bin ich zu Mitau, der Hauptstadt von Kurland, da mein Vater damals grade bei einem Grafen in Dienst war, dessen zwei Söhne und einzige Tochter er unterrichtete, wobei er den Titel eines gräflichen Hofmeisters hatte. Den ganzen Tag über war mein Vater bei seinen jungen Pflegebefohlenen; und nur, sobald es Abend wurde, kam er nach Hause. Unsere Wohnung war der Billigkeit wegen in einem entlegenen Stadtviertel. Als mein Vater seine Hofmeisterstelle antrat, war vereinbart worden, daß er zu jeder Jahreszeit bei einbrechender Dämmerung nach Hause gehen durfte, namentlich auch, weil der alte Graf die Gewohnheit hatte, sobald es finster wurde, seine Kinder zu examinieren, was sie den Tag über gelernt hatten. Inzwischen bekam ich von Magdalene Pflege und Unterhalt. Nach und nach brachte sie mich zu einem verständigen Gebrauch meiner Vernunft. Sie redete stets mit mir und wiederholte alles so lange, bis ich zu einigem Nachdenken kam und ihre verschiedenen Fragen richtig beantworten konnte, worüber sie offenbar ein großes Vergnügen empfand; denn sie lachte meistens darüber. Auch rühmte sie meinem Vater, wenn er nach Hause kam, meinen tüchtigen natürlichen Verstand und erzählte ihm meine Antworten und munteren Einfälle. Ich entsinne mich noch mancher Gespräche, die wir miteinander führten, und will einige davon hier mitteilen.

Das erste handelte von Magdalenens Aufführung gegen meinen Vater. Eines Tages nämlich war ich mit den Speisen unzufrieden, die mir Magdalene vorsetzte.

„Ei, ei, mein Sohn," sagte sie zu mir, „du mußt nicht so liesätig sein; warte nur, wenn dein Vater heiratet und du eine Stiefmutter bekommst; die wird dir schon das Fell gerben und dich nur halb satt machen."

„So," erwiderte ich, „sind denn die Stiefmütter so unbarmherzig?"

„Allerdings," antwortete Magdalene; „eine Stiefmutter ist des Teufels Unterfutter. Solche Mütter haben zu ihren Stiefkindern keine so herzliche Liebe wie die wirklichen Mütter, sondern suchen, indem sie ihren Stiefkindern das Ihrige entziehen, ihren eigenen Nutzen."

„Sie geben also den Kindern nicht satt zu essen und gerben ihnen das Fell aus?" fuhr ich fort. „Warum sollte denn dann mein Vater eine Stiefmutter ins Haus bringen, wenn sie gegen mich nur unfreundlich wäre? Sag mir doch, wie sollte mein Vater so etwas tun? Er muß es doch auch wissen, daß die Stiefmütter den Stiefkindern das Fell gerben und ihnen nicht genug zu essen geben. Würde er denn, wenn eine Stiefmutter hier wäre, auch sein väterliches Herz gegen mich ablegen und mich stiefmütterlich behandeln?"

Hierauf entgegnete Magdalene: „Mein lieber Sohn! Stiefmütter machen gern Stiefväter, das heißt, sie lassen nicht eher nach, bis sie ihre Liebloſigkeit gegen das Stiefkind dem natürlichen Vater derartig eingeflößt haben, daß er seine natürliche Liebe verliert und seinem Kinde erster Ehe entzieht, wäh-

rend er diese seiner neuen Frau und den Kindern, die er mit ihr erzeugt, widmet. Ob nun grade dein Vater wieder heiraten und eine Stiefmutter ins Haus bringen will, weiß ich freilich nicht; das aber ist ihm jedenfalls bekannt, daß die Stiefmütter gewöhnlich keine Liebe für ihre Stiefkinder empfinden. Und wenn er eine zweite Frau nimmt, so hofft er gewiß, wie es alle Väter tun, daß er sie dazu wird veranlassen können, ihm zu Liebe dem Stiefkinde freundlich entgegenzukommen."

„Muß er denn eine Frau nehmen und eine Stiefmutter ins Haus bringen?" fragte ich. „Da er so lange ohne eine Frau gelebt hat, wird es doch wohl auch weiter ohne sie möglich sein? Wenn er aber wirklich eine Frau haben muß, so kann er Euch doch nehmen und heiraten; Ihr habt mir doch stets nur Liebes und Gutes erwiesen."

Magdalene lachte und zuckte die Achsel; als ich sie aber um eine Antwort bat, sagte sie: „Mein Sohn, dein Vater hat allerdings so lange ohne eine Frau leben können; aber wer vermag seine Absichten zu kennen, warum er von neuem heiraten will? Vielleicht kommt ihm ein hübsches Mädchen vor Augen, das ihm gefällt und das er gerne heiraten möchte. Möglich aber auch, daß ihm eine reiche Weibsperson angeboten wird, die er heiraten soll, oder ein Mädchen, dessen Verwandte ihm eine gute Stellung verschaffen wollen. Denn meistens geht das Streben der Männer dahin, bei ihren Heiraten die Augenlust zu vermehren, einen höheren Stand zu bekommen oder reich zu werden. Sollte sich ihm

nun eine solche Gelegenheit bieten, so zweifle ich nicht, daß er dir sehr bald eine Stiefmutter ins Haus bringen wird. Was mich anlangt, so bin ich nur eine Tagelöhnertochter, die in Dienst hat gehen müssen, weil sie im Hause ihrer Eltern nicht ihr Brot verdienen konnte. Ich bin somit meinem Stande nach für deinen Vater viel zu niedrig und auch zu arm für ihn; denn dein Vater muß eine Frau mit Geld haben. Auch bin ich nicht so schön wie viele andere."

Hierauf wußte ich zunächst vor Staunen nicht zu antworten, bis ich schließlich sagte: „Schön ist meiner Meinung nach das, was einem gefällt. Da ich nun oft gesehen habe, daß mein Vater freundlich mit Euch tut, Euch küßt und des Nachts mit Euch in einem Bett schläft, so meine ich, daß Ihr ihm gefallen müßt, mithin auch schön seid. Mein Vater ist, soviel ich gehört habe, eines Häuslers Sohn aus einem Dorfe und auch nicht vornehmeren Herkommens als Ihr; auch fehlt es ihm niemals an Geld, wenn er es für unseren Haushalt braucht; er bekommt ja genug von dem Grafen, bei dem er Hofmeister ist. So glaube ich denn, des Geldes wegen wird er schwerlich heiraten, und noch weniger, um dadurch einen Titel zu bekommen, denn ein Hofmeister bei einem Grafen ist gewiß keine Katze. Warum sollte er schließlich sich ein schönes Mädchen nehmen und zu meiner Stiefmutter machen, wo Ihr ihm doch so gut gefallet?"

„Du loser Vogel," versetzte Magdalene, die durch meine Worte ganz rot geworden war, „wo

hast du denn gesehen, daß dein Vater mich küßt und des Nachts mit mir im Bett liegt? Rede ja nicht davon, damit es niemand hört!"

Hierüber wunderte ich mich und erschrak fast darüber, daß sie mir Schweigen gebot; doch erwiderte ich: „Ach mein liebes Magdalenchen, warum verbietet Ihr mir, davon zu reden, daß Ihr meinen Vater küßt und mit ihm zu Bett geht? Ist das für meinen Vater etwas Strafbares und Verwerfliches?"

„Es ist weder strafbar noch verwerflich," antwortete Magdalene. „Was man aber in seinem Hause tut, braucht nicht jedermann zu wissen. Er küßt mich aus christlicher Liebe, und wenn andere das hören, würden sie vielleicht wer weiß was davon denken; auch schlafe ich allerdings zuweilen mit ihm in einem Bett, damit er mich bei Tagesanbruch wecken kann, um ihm seine Wäsche und seine Kleider zurecht zu legen. Du darfst das aber niemandem sagen, sonst kommt der Mummel und wirft dich ins Wasser."

Meines Vaters unvermutete Ankunft, der sich ein Buch holen wollte, störte diesmal unsere Unterhaltung.

Ich entsinne mich weiter an ein Gespräch, das wir über die Liebe führten. Die Veranlassung dazu war folgende: Mein Vater hatte unser obiges Gespräch Wort für Wort von Magdalene gehört; er sah sich daher vor, sie in meiner Gegenwart zu küssen, und ich merkte, daß Magdalene niemals eher, als bis ich eingeschlafen war, zu Bett ging und in der

Frühe, wenn ich aufwachte, bereits aufgestanden war. Eines Tages nun befand ich mich in der Stube, während mein Vater mit Magdalene in der Kammer war. Ich guckte durchs Schlüsselloch und sah, wie er sie und sie ihn oftmals küßte. Eine große Angst bemächtigte sich meiner Seele, ich wurde ganz betrübt und ließ gegen meinen Willen Magdalene meine Traurigkeit deutlich merken, worauf sie mich fragte, was mir wäre, daß ich so traurig und mißgestimmt aussähe. Kurz zuvor hatte sie mir von den Speisen, die sie zum Abendessen bereitete und die ich zu kosten wünschte, nichts geben wollen. Der Verdruß darüber machte mich beredt, und ich sagte:

„Daß Gott erbarm! Muß ich so etwas schon jetzt erleben, wo ich noch keine Stiefmutter habe, wie wird es mir erst ergehen, wenn eine Stiefmutter hier im Hause ist oder Magdalene meine Stiefmutter wird!"

„Wieso, mein Sohn?" fragte Magdalene. „Wie kommst du denn auf solche Gedanken?"

Ich seufzte und fing zu weinen an. Magdalene ließ darauf nicht eher nach, bis ich ihr den Grund meiner Traurigkeit mitteilte, worauf wir in unserer Unterhaltung fortfuhren und ich ihr sagte: „Ihr seid weder meines Vaters Frau noch meine Stiefmutter, und doch sehe ich, daß Euch mein Vater mehr liebt als mich und mir die Liebe, die er früher, als ich noch kleiner und jünger war, für mich hatte, entzieht und Euch zuwendet."

„Nun, mein Sohn," erwiderte Magdalene, „dein Vater erzeigt dir doch täglich noch die alte

Liebe und alles Gute, er läßt es dir nicht an Essen und Trinken fehlen und versorgt dich reichlich mit Kleidung und allem sonst Notwendigen. Wie kommst du auf den Gedanken, daß er dich nicht mehr so liebt wie damals, als du noch klein und jung gewesen bist. Vor allem sage mir aber, wieso glaubst du, daß dein Vater alle Liebe auf mich gewendet und dir entzogen hat."

„Ach, liebstes Magdalenchen," war meine Antwort, „als ich noch jünger war, nahm mich mein Vater auf den Schoß, küßte und streichelte mich, ließ mich nachts in sein Bett kommen und gab mir das Beste von allem, was auf dem Tische stand. Jetzt aber sehe ich deutlich, daß er seine ganze Liebe von mir ab- und Euch zuwendet. Das kränkt und schmerzt mich."

„Du kleiner Lügner!" rief Magdalene. „Siehst du denn, daß dein Vater mich küßt, mich auf den Schoß oder in sein Bett nimmt, daß er mir das Beste bei Tisch zu essen gibt und dir etwas an deiner Notdurft abgehen läßt?"

„Ach ja," sagte ich, „ich habe durchs Schlüsselloch in die Kammer geguckt und Euch auf meines Vaters Schoß sitzen gesehen und wie Ihr Euch gegenseitig küßtet. Auch erblickte ich Euch beide in einem Bett und habe es wohl beobachtet, wie er Euch bei Tisch das Beste auf den Teller legt."

„Entgeht dir dadurch etwas?" fragte sie.

„Jawohl," versetzte ich; „denn die Leckerbissen, die er sonst mir gab, bekommt Ihr jetzt. Mein Vater

küßt Euch nun, und mich nicht mehr; alle Vorteile seiner Liebe, die ich sonst hatte, genießt Ihr. Soll mich das vielleicht nicht kränken?"

„Das mußt du nicht so schlimm auffassen," meinte sie. „Wenn die Kinder klein und zart sind, küssen sie die Väter; wenn sie aber größer werden, fällt diese Zärtlichkeit fort."

„Ihr seid auch nicht mehr klein," warf ich ein, „ja, noch viel größer als ich, und doch küßt er Euch und nicht mich. Ich kann mir das nicht zusammenreimen und bilde mir ein, mein Vater liebt Euch wie meine Stiefmutter, entzieht mir seine Liebe und läßt sie Euch zuteil werden."

„Gib dich zufrieden, mein Sohn," sagte sie schließlich, dann beschenkte sie mich mit allerlei Spielzeug, und weil mein Vater mir an demselben Tage verschiedenes Backwerk gab, vergaß ich meine Traurigkeit und meinen Schmerz.

Unsere dritte Unterhaltung handelte von Reichtum und Armut. Eines Tages kam nämlich ein Bettler vor unsere Tür und bat Magdalene um eine Gabe. Sie fragte den gut gekleideten Bettler, woher er käme und welchen Beruf er hätte.

„Ich bin ein Deutscher," antwortete er, „ein Kaufmann, der betrogen worden und um all das Seine gekommen ist, so daß ich mein Vaterland verlassen mußte und nun gesonnen bin, irgendwo Dienste anzunehmen, wenn man mich haben will."

Magdalene reichte ihm eine Kleinigkeit, worauf er sich bedankte und fortging.

„Ach," sagte sie, „das muß diesem Manne recht weh tun! Er ist ein Kaufmann gewesen und vielleicht wirklich nicht an seinem Unglück schuld; nun muß er in der Welt herumstreifen und betteln, wogegen mancher, der es nicht verdient, zu hohen Ehren und großem Reichtum gelangt."

„Wer ist denn schuld an der Armut, und wer verleiht Reichtum?" fragte ich.

„Mancher Mensch ist von Natur arm oder reich," versetzte Magdalene; „mancher wird reich, wenn er fleißig arbeitet und das Seine zusammenhält, sparsam und wirtschaftlich lebt und nichts verschwendet, dagegen wird ein anderer von selbst arm, wenn er müßig geht, nicht arbeitet und faulenzt, mehr verzehrt, als er verdient, und das Seine mutwillig verschwendet und verpraßt. Betrachten wir aber Reichtum und Armut von der anderen Seite, so zeigt uns die tägliche Erfahrung, daß mancher Mensch trotz aller Mühe nichts vor sich bringt, er mag es anfangen, wie er will, und wenn ihm durch Erbschaft einiges Vermögen zufällt, so verstäubt es, er brennt ab, wird bestohlen, darum betrogen, und selbst wenn er Tag und Nacht arbeitet, zerrinnt es ihm unter den Händen. In diesem Fall müssen wir glauben, daß einem solchen Menschen Gottes Segen mangelt, wogegen ein anderer Mensch ohne jede Mühe und Arbeit alles erreicht und erwirbt. Alles fällt ihm von selbst zu, und er wird reich, er weiß nicht wie. Solche Leute nennt man gesegnete Leute; das ist ein wahres Wort, denn sie besitzen Gottes Segen."

„So sind die Reichen wohl," sagte ich, „lauter fromme, gottesfürchtige und Gott wohlgefällige Menschen, die Armen aber böse, gottlose und von Gott verlassene Leute? Denn wer fromm ist, den segnet Gott, wer aber gottlos ist, dem flucht er und entzieht ihm seinen Segen."

„Das folgt daraus nicht, mein Sohn," erwiderte sie; „Gott teilt seine Gaben und seinen Segen nach seinem heiligen Rat und Willen aus, und nicht nach der Menschen Gutachten. Es ist also nicht richtig, daß jeder Arme gottlos und jeder Reiche fromm ist; denn es gibt wahrlich mehr fromme und gottesfürchtige Arme als Reiche; doch geziemt es uns nicht, Rechenschaft von Gott zu fordern, warum er seine Güter so und nicht anders austeilt."

„Wie kommt es dann aber," fragte ich weiter, „daß die Reichen, die gottlos sind, hochmütig sind und die Armen verachten, die Armen dagegen sich vor den Reichen beugen müssen, furchtsam, demütig und schüchtern sind?"

„Mein Sohn," antwortete Magdalene, „das macht das Geld. Dieses mehrt den Mut derer, die es besitzen; ein großes Vermögen macht die Menschen hochmütig. Die Hochmütigen unterdrücken die Armen und zwingen sie, sich vor ihnen zu beugen und zu erniedrigen, die Armen aber müssen sich vor den Reichen demütigen und vor ihnen kriechen, und zwar aus keiner anderen Ursache, als nur darum, weil sie nicht reich, sondern eben arm sind."

Voller Verwunderung warf ich ein: „So muß doch ein Armer ein recht elendes, geringes und gemeines Tier sein? Hilft ihm denn seine Gottesfurcht gar nicht? Scheut er sich, fromm zu sein, daß er, eben weil er fromm und arm ist, sich vor den Reichen scheut und sich ehrerbietig ihnen gegenüber zeigt, damit sie ihn nicht ganz und gar verderben?"

„So ist der Welt Brauch," erwiderte Magdalene, „der Arme muß sich eben fügen."

„Dann möchte ich wahrlich lieber reich sein," versetzte ich, „damit ich mich nicht vor einem gottlosen Reichen zu demütigen brauche."

„Wenn du aber reich wärest," fragte Magdalene, „würdest du ein frommer Reicher sein wollen oder es ebenso machen wie die anderen Reichen?"

„Ich würde reich und fromm sein," war meine Antwort. „Ich würde den frommen Armen nicht verachten, sondern ihn ebenso hoch wie einen frommen Reichen und höher als einen gottlosen Reichen schätzen."

„Das helfe Gott!" sagte sie.

Solche und ähnliche Gespräche führten Magdalene und ich, so oft wir allein waren.

Mittlerweile wurde ich größer und älter. Mein Vater heiratete tatsächlich nach einiger Zeit Magdalene, und ich bekam, wie sie mir prophezeit hatte, eine vollkommene Stiefmutter und mehr Prügel als Essen. Mein Morgenbrod waren Ohrfeigen, mein Abendessen Maulschellen, mein Mittagbrod eine mäßige Speise, von der ich kaum halb satt wurde.

Meine neue Stiefmutter stieß mich von einem Winkel in den anderen. Sie fluchte und wünschte mir tausend böse Dinge an den Hals, schloß mich sogar in ihren Morgen- und Abendsegen ein und versuchte mich zu Tode zu beten, grade wie die, die da glauben, wenn sie den hundertundneunzehnten Psalm zu gewissen Zeiten, von hinten anfangend, herunterbeten, so würden sie nach Ablauf einer bestimmten Frist die zu Tode beten können, die sie hassen und gerne los sein wollen.

Anfänglich beklagte ich mich mit Tränen in den Augen bei meinem Vater über die Art, wie man mich behandelte. Er stritt sich oftmals mit meiner Stiefmutter meinetwegen; allein ich hatte dadurch das Uebel nur noch größer gemacht, denn hatte ich vorher Schläge mit der Hand bekommen, so bekam ich sie nun in doppelter Auflage mit Stöcken und dicken Knüppeln. Mein Vater wurde meine Klagen entweder allmählich gewöhnt oder ihrer überdrüssig oder auch von meiner Stiefmutter schlecht behandelt, genug, so oft ich mich beklagte, tröstete er mich mit einem Stocke. Um solches Ungewitter abzuwenden, mußte ich mich in mein Schicksal fügen und wurde gegen die Schläge so abgebrüht, daß ich sie gar nicht mehr fühlte, ja, mich sogar, um von meinen Kameraden Geld zu verdienen, für einige Pfennige an ihrer Stelle durchprügeln ließ.

Um diese Zeit kroch meine Stiefmutter ins Wochenbett, und ich bekam eine andere Zuchtmeisterin, eine Magd, die mein Vater zur Pflege seiner Frau angenommen hatte. Sie übertraf meine Stief-

mutter noch; denn, wenn diese mit Schlagen fertig war, fing jene an, hatte aber die fast unerträgliche Gewohnheit, daß sie wohl zwanzigmal auf denselben Fleck schlug und mich derartig durchgerbte, daß ich mich zum Weglaufen entschloß, da mich mein Vater nicht mehr schützen wollte.

Ich war damals ein Knabe von vierzehn Jahren. Meine ganze Wissenschaft und mein Vermögen bestand in dem, was mich meine Stiefmutter und mein zur Stiefmutter gewordener natürlicher Vater gelehrt hatten. Damit gedachte ich in der Welt fortzukommen. Von meinem Vater hatte ich Polnisch, Lateinisch und Französisch gelernt. Ich konnte diese Sprachen lesen, schreiben und verstehen, außerdem etwas Mathematik und die Hauptstücke meines Glaubens. Mit diesem Reichtum wollte ich meinen Weg in die Fremde antreten.

Meinen Plan hielt ich natürlich vor den Meinigen ganz geheim, die auch nicht das geringste argwöhnten. Glücklicherweise hatte mir mein Vater kurz vorher ein neues Kleid machen lassen. Eines Tages sandte er mich, da er nicht ganz wohl war, zu seinem Herrn, dem Grafen, um sein Ausbleiben bei ihm zu entschuldigen. Der Graf war sehr guter Laune, setzte mir ein Glas Branntwein vor und erkundigte sich, wie sich mein Vater mit seiner neuen Frau vertrüge. Der nicht gewohnte Trank war mir in den Kopf gestiegen, er machte mich ganz offenherzig und schließlich plauderhaft, daß ich dem Grafen meinen Entschluß wegzulaufen, mitteilte. Der Graf meinte, mit meinen vierzehn Jahren würde ich

nichts verdienen können, auch traute er mir den Mut nicht zu, daß ich meinen Entschluß ausführen würde; dagegen beschenkte er mich mit zehn Talern in der Hoffnung, daß sich meiner Stiefmutter Zorn legen würde, wenn ich das Geld nach Hause brächte.

Ich dankte dem Grafen für sein Geschenk und überbrachte meinem Vater einen versiegelten Brief mit Geld, das ihm der Graf schickte, damit er sich während seiner Krankheit etwas Gutes gönnen sollte. Meine Stiefmutter zählte mir an diesem Abend die gewöhnlichen Schläge zu, die ich aber vor Freude über die empfangenen zehn Taler gar nicht fühlte. Doch beschloß ich, daß diese Nacht die letzte im Hause meiner Stiefmutter sein sollte. Meine Schlafkammer lag hinter der Treppe, wo ich alle meine Kleider und Wäsche hatte. Ich ging zu Bett; sobald ich aber merkte, daß alles schlief, brannte ich das Licht an, legte meine alten Sachen an, packte mein neues Kleid in ein altes Felleisen, das ich nachts als Kopfkissen benutzte, und machte mich reisefertig.

Die Küche, in der stets Speisen und Getränke vorhanden waren, lockte mich, ein gutes Frühstück mit auf den Weg zu nehmen. Ich durchsuchte sie also und fand unter anderem eine Zervelatwurst und eine Flasche polnischen Branntwein. Beides wanderte in mein Felleisen. Nun wartete ich, bis es Tag zu werden begann, nahm dann mein Felleisen, das ich seiner Last wegen kaum tragen konnte, auf den Buckel und wanderte aus meinem Vaterhause und aus Mitau.

Wenn ich auch die Last fühlte, so wurde ich sie doch aus Angst, daß mich meine Stiefmutter einholen möchte, kaum gewahr und ging, ohne anzuhalten, vom frühen Morgen bis drei Uhr nachmittags. Dann konnte ich nicht mehr weiter und wanderte einem Dorfe zu, wo ich mich nach einer Herberge erkundigte.

Das Reisen war mir bis dahin eine spanische Sache, und an meinem Benehmen sah mir jeder den Ausreißer an, der noch nicht viel gereist sein konnte. Der Wirt fragte, wo ich herkäme, und verlangte meinen Paß, den ich natürlich nicht vorzeigen konnte; ich brachte allerhand Entschuldigungen vor, die der Wirt ruhig hinnahm, wenn er auch offenbar die richtige Vermutung hatte, daß ich entweder meinen Eltern oder meinem Herrn davongelaufen wäre. Ich schämte mich, weil ich glaubte, jedermann müßte die Wahrheit merken, und fürchtete immer noch, meine Stiefmutter möchte hinter mir herkommen und mich zurückholen. Außerdem schienen die anderen Gäste gleichfalls ihre Gedanken über mich zu haben. Aus diesem Grunde verwünschte ich meinen Aufenthalt in der Herberge und wäre am liebsten wieder draußen gewesen.

Lange Zeit konnte ich mich nicht entschließen, was ich tun sollte, bis der Wirt endlich zu mir sagte: „Junger Herr, wollt Ihr nicht ablegen? Heute Nacht werdet Ihr doch hier bleiben müssen, oder gedenkt Ihr noch weiter zu wandern?“

„Wenn Mondschein wäre,“ entgegnete ich, „wollte ich diese Nacht lieber noch weiter.“

„Wir haben jetzt keinen Mondschein," antwortete der Wirt, „und außerdem ist es der wilden Tiere wegen nicht ratsam, nachts zu reisen. Habt Ihr denn so notwendige Geschäfte und wohin wollt Ihr eigentlich?"

Bei dieser Frage wurde ich über und über rot und verriet mich, da ich nicht imstande war, zu antworten. Ich kam jedoch gleich wieder zur Besinnung und sagte: „Mein Herr, ich bin der Sohn armer Eltern und habe hier und da Verwandte; da mein Vater krank ist und nichts zum Leben hat, habe ich mich entschlossen, von einem zum anderen zu reisen und sie um eine Unterstützung für meine Eltern zu bitten."

„Die Verwandten werden Euch schon etwas geben," erwiderte der Wirt. „Ich habe auch einen Sohn, der in Geschäften unterwegs ist. Wer weiß, wer ihm unterwegs eine Freundlichkeit erweist! So will ich Euch denn, der Ihr wohl nicht viel Geld habt, bei mir Herberge, Speise und Trank umsonst geben."

Ich dankte dem Wirt, worauf er mir das beste Essen und Trinken vorsetzte und sogar etliche Groschen schenkte. Nach der Mahlzeit legte ich mich schlafen, konnte aber aus Angst vor meiner Stiefmutter kein Auge zutun; kaum brach der Tag an, nahm ich mein Felleisen und machte mich auf den Weg. Gegen Mittag erreichte ich sehr müde ein Hirtenhaus, in dem ich nur die Tochter des Hirten antraf. Ich bat sie, mir zu erlauben, mich auszuruhen, was sie mir auch gestattete. Zur Mittags-

mahlzeit gab sie mir ein Stück gebratenes Hammelfleisch, eine Scheibe frischgebackenes Gerstenbrot und ein Glas Branntwein. Während ich es mir schmecken ließ, lächelte sie mich stets freundlich an und sagte schließlich: „Lieber Wandersmann, es ist wirklich schade, daß ich nicht mit Euch reisen kann. Dann würde ich Euch Eure Sachen, die Euch recht schwer zu sein scheinen, tragen."

„O, wäre ich doch so glücklich," erwiderte ich, „eine so nette Reisegefährtin zu haben, dann könnte ich hoffen, daß mir die Zeit nicht halb so lang würde; wir würden sicher ganz gut miteinander auskommen."

„Dazu könnte Rat werden," sagte das Mädchen. „Mein Vater ist ein böser Mann, der mich schlecht behandelt, und ich bin schon lange entschlossen, mein Vermögen von dem Nachlaß meiner Mutter an mich zu nehmen und mich von hier wegzubegeben. Wenn mir das Glück so günstig wäre und mir einen feinen jungen Mann bescherte, so würde ich ihm folgen, wohin er auch gehen wollte, und zwar nur damit ich aus diesen unerquicklichen Verhältnissen herauskäme und vergnüglich leben könnte. Ich sehe, Ihr seid ein strammer junger Mann. Wenn ich Euch ebenso gefalle, wie Ihr mir, so bin ich sogleich entschlossen, alles, was ich besitze, zusammenzupacken und mit Euch in die weite Welt zu ziehen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Ihr mein Mann werdet."

Ich war ganz verwundert über die Rede des Mädchens. Denn wenn ich auch älter aussah, als

ich tatsächlich war, so befand ich mich doch, wie gesagt, erst im vierzehnten Lebensjahre. „Ich bin noch zu jung," antwortete ich daher dem Mädchen; „wenn Ihr aber an meiner Jugend keinen Anstoß nehmt, will ich auf Eure Bedingung eingehen."

„Gut," sagte das Mädchen, „auf die Jahre kommt es nicht an; wenn Ihr mich nur zur Frau nehmen und mich nie verlassen wollt, so will ich mit Euch ziehen, und wenn es Euch beliebt, können wir uns irgendwo niederlassen und Handel und Wandel treiben. Ich habe dreihundert Taler bares Geld und außerdem den von meiner Mutter ererbten Schmuck an goldenen und silbernen Ketten, Ringen und anderen Kleinodien, die ziemlichen Wert haben, so daß wir leicht davon unseren Lebensunterhalt bestreiten können."

Das gefiel mir nicht schlecht; ich versprach ihr, sie zu heiraten. Wir waren eben beide Narren. Braut und Bräutigam erst vierzehn Jahre alt.

Sophie — so hieß meine Braut — packte behende ihre Sachen zusammen und machte sich reisefertig. Sie tat ihre ganze Habe und ihr Vermögen in einen Kornsack und drei kleine Kasten, die wir abwechselnd tragen wollten; dann verließen wir ihres Vaters Haus und machten uns auf den Weg.

Meine Braut fragte mich nun, wohin ich reisen wollte; ihr war es gleichgültig, ob wir nach Cumberland oder nach Brabant gingen, ich dagegen wußte nicht, ob ich nach Tripstrille oder Burtehude kam. Unterwegs überraschte uns die Nacht, und wir muß-

ten uns im Walde hinlegen, da wir bei der Dunkelheit nicht Weg und Steg fanden, auch kein Licht von irgendwelchen Ortschaften oder Dörfern weit und breit sahen.

Sophie hatte gekochtes und gebratenes Fleisch sowie eine etwa zwei Maß Branntwein enthaltende Feldflasche mitgenommen. Wir legten unser Gepäck neben uns, packten im Dunkeln aus, hielten eine ganz vergnügliche Mahlzeit, an der wir unseren Hunger stillten, und schliefen schließlich nebeneinander ein.

Hatte ich die vorige Nacht nicht geschlafen, so zwang mich jetzt unsere Lage, auch diese schlaflos zu verbringen; denn ich hörte mit Schrecken das Brummen von Bären, das Grunzen von wilden Schweinen und das furchtbare Heulen von Wölfen, die sich in unserer Nähe aufhielten. In dieser Nacht spürte ich zum ersten Male die Wirkungen der Liebe; denn mein Herz war überaus besorgt, das Schicksal möchte mir meine Sophie nehmen, die bald eingeschlafen und trotz aller Mühe nicht zu wecken war, als ein großer Bär auf uns zukam. Da behielt die Liebe zu meinem eigenen Leben die Oberhand; ich verließ Sophie und kroch auf allen Vieren einige Schritte fort, fiel aber dabei in einen mit Wasser angefüllten Graben, in dem ich den Rest der Nacht bis an den Hals im Wasser stehen mußte. So oft ich aus dem Graben zu klettern versuchte, stets fiel ich wieder hinein. Endlich brach der Tag an; es dauerte über eine halbe Stunde, ehe ich mich mit meinen nassen Kleidern aufs Trockene arbeiten konnte.

Meine erste Sorge war, nach Sophie zu sehen. Allein ich fiel fast in Ohnmacht, als ich nur ihren Kopf und ihre Beine fand, während alles andere die wilden Tiere gefressen hatten. Nun steckte ich ihre dreihundert Taler nebst den Gold- und Silbersachen sowie die Lebensmittel in mein Felleisen und nahm mir nicht die Zeit, meine nassen Kleider gegen die trockenen auszuwechseln, aus Furcht, daß mir auch ein Unglück zustoßen könnte. Wenn ich auch unter der Last und vor Müdigkeit kaum vorwärtskommen konnte, so lief ich doch immer weiter, bis ich gegen Sonnenuntergang zu einem Dorfe kam, das am Waldrande lag. Ich fragte nach einer Herberge; man zeigte sie mir, ich wanderte darauf los und fand den Wirt ganz allein.

Er erwiderte meinen Gruß; seine Fragen nach meinem Woher und Wohin beantwortete ich mit folgenden Worten: „Ich bin ein Jäger und in Gesellschaft von sechsunddreißig anderen Jägern, die in diesem Walde einem Wild nachjagen, das wir uns von Euch zum Essen zubereiten lassen wollen. Ich bin ins Wasser gefallen; gebt mir bitte eine Streu, auf der ich liegen kann, und macht die Stube warm, denn mich friert. Mein Herr wird alles bezahlen."

„Kommen Eure Leute bald oder erst später?" fragte der Wirt.

„Ich weiß nicht", erwiderte ich. „Sie haben alle schon einmal Herberge bei Euch genommen. Vier von ihnen brachten mich zu Eurem Hause und warteten, bis Ihr aufmachtet, dann liefen sie in den

Wald zurück. Sie werden wohl nicht eher kommen, als bis sie das Wild erlegt haben."

Der Wirt heizte eine Stube, ich hing meine Kleider zum Trocknen auf, versteckte meine Barschaft in die Beinkleider, legte mich auf die Streu und schlief bis in den hellen Tag, als mich der Wirt weckte und sagte, meine Kameraden wären immer noch nicht gekommen.

„Sie werden das Wild wohl noch nicht haben," war meine Antwort. „Ich will in den Wald gehen und sehen, wo sie bleiben." Als Pfand für mein Wiederkommen gab ich dem Wirt, der mich unfreundlich ansah, ein Achtgroschenstück und sagte: „Hebt mir diese Sachen hier so lange auf."

Dadurch beredete ich den Wirt, daß er mir glaubte, ich würde mit meiner Gesellschaft bald wiederkommen. Er ließ mich zum Haus heraus. Kaum war ich aber in dem Walde, so schlug ich einen Seitenweg ein und lief spornstreichs davon. Unterwegs hielt ich meine Mittagsmahlzeit unter freiem Himmel und kam gegen Abend in einen Flecken, wo ich zwei Tage ausruhte, alles, was ich nicht brauchte, verkaufte und dann mit Fuhrleuten nach Danzig ging, wo ich in einem Gasthause Herberge nahm.

Das Wirtshaus war sehr besucht sowohl von Fremden als auch von Einheimischen, die dort ständig wohnten. Der Wirt erkundigte sich nach meinen Verhältnissen, und da er mich nicht abgeneigt fand, länger in Danzig zu bleiben, so sagte er: „Herr Robinson, wie wäre es, wenn Er meinen Sohn im

Lateinischen und meine zwei Töchter im Französischen unterrichtete? Hat Er Lust, bei mir zu bleiben, so will ich Ihm freie Wohnung, freies Essen und monatlich einen Dukaten geben."

Ich nahm dieses Anerbieten an, und man nannte mich von nun an nur den Sprachmeister. Als Wohnung wurde mir eine Stube und eine Kammer eingeräumt, und mein Essen wurde mir auf die Stube gebracht.

Jonathan, der Sohn meines Wirts, war körperlich etwas zurückgeblieben; denn obwohl er schon acht Jahre alt war, sah er wie ein kaum sechsjähriges Kind aus. Er kam jeden Vormittag zu mir, und ich unterwies ihn nach der Lehrart meines Vaters im Lateinischen, während sich am Nachmittag die beiden Töchter, Lieschen, die jüngere, und Christiane, die ältere, für je zwei Stunden zum Unterricht bei mir einfanden.

Lieschen war in meinem Alter und gefiel mir sehr; sie war aber noch gänzlich unerfahren in der Liebe. Dagegen war Christiane vier Jahre älter als ich und sehr verliebt; ich war ihr aber nicht sehr gewogen, denn sie hatte rote Haare und ein spitzes Kinn. Gegen solche Leute hatte ich ein Vorurteil, weil ich sie für falsch und zanksüchtig hielt.

Ich unterrichtete jede besonders, und zwar ganz aus dem Kopfe ohne jedes Buch. Nachdem ich ihnen das Lesen beigebracht hatte, lernten sie das Sprechen spielend im Gespräch. Auf dieselbe Weise hatte mein Vater meine Stiefmutter im Französischen

unterrichtet. Gleich von Anfang an merkte ich, daß ich Lieschen lieber hatte als Christiane; ich war daher auch gegen sie freundlicher und seufzte aus einem mir unbekannten Grunde bei ihrer Anwesenheit, dagegen war ich traurig, wenn ich sie nicht sah. Eines Tages trug ich ihr mein Herz an, doch sehr stolz antwortete sie mir: „Herr Robinson! Solche Gedanken laßt Euch nur vergehen! Ich habe bisher gedacht, Ihr meint es redlich mit mir; nun aber sehe ich, daß Ihr mir nach dem Leben trachtet. Das werde ich meinem lieben Vater sagen, damit er mich nicht mehr in die französische Stunde schickt und ich leben bleibe."

Ich war ganz bestürzt, denn ich fürchtete, wenn sie dies ihrem Vater sagen würde, so würde er mich als einen, der seiner Tochter nach dem Leben trachtet, ins Gefängnis werfen lassen oder als einen, der mit mörderischen Gedanken umgeht, mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagen. „Liebes Lieschen", antwortete ich daher, „ich trachte Euch deswegen durchaus nicht nach dem Leben; ich bin Euch vielmehr gut und habe nur den einen Wunsch, daß Ihr mich wieder liebt und Euch entschließen möchtet, meine Frau zu werden."

„Das ist es ja eben, was ich meine", erwiderte Lieschen. „Bringen nicht die Männer alle ihre Frauen durch die Liebe um? Meine Base hat die Liebe ihres Mannes ermordet, unser Hausknecht hat vor einem Jahre die Hausmagd aus Liebe umgebracht, und die Liebe meines Vaters hat meine liebe Mutter vor etlichen Jahren getötet. Wollt

Ihr mich nun auch zur Liebe verführen und hinterher töten?"

Hierauf konnte ich kein Wort sagen; ich glaubte Lieschen, die mir erzählte, ihre Base, ihre Mutter, ihre Magd wären in so kurzer Zeit in Kindesnöten gestorben, was auf die tötende Liebe der Männer zurückzuführen wäre. Aus dem Grunde hatte sie vor der Liebe und dem Ehestande einen ebenso großen Abscheu wie vor dem Galgen und dem Rad. Ich glaubte ihr auch das; denn ich verstand es eben nicht besser als sie, bat sie aber, ihrem Vater nichts von unserem Gespräch zu sagen, und versprach ihr, ich würde kein Wort mehr von Liebe zu ihr sprechen.

Christiane dagegen ließ keine Gelegenheit vorübergehen, mir ihre Liebe auf alle mögliche Art zu zeigen. Ihre Freundlichkeit nahm von Tag zu Tag zu; sie beschenkte mich mit seidenen Tüchern, kostbarer Wäsche und besonderen Leckerbissen. Sie lobte meine anmutige Gestalt und sagte, sie würde sich glücklich preisen, wenn sie mich als Mann bekäme; dann könnte sie in der Wirtschaft tätig sein, während ich mit Sprachunterricht mein Geld verdienen würde; dabei müßte es uns gut gehen. Sie drückte mir die Hände, streichelte und küßte mich; da ich zu furchtsam war, selbst mit der Liebe anzufangen, und weil ich keinen Appetit auf sie hatte, dankte ich stets Gott, wenn unsere französischen Stunden zu Ende waren. Die Geschenke freilich nahm ich gern an und bewunderte ihre körperlichen Reize, um meine wahre Gesinnung nicht zu zeigen. Ich lobte die fuchsroten Haare ihres verliebten Verstandskastens, und der

Spitze ihres Kinns dichtete ich soviel Schönheit an, daß sie glaubte, ihre fuchsroten Judashaare erschienen mir wie Gold und die Spitze ihres Kinns wie ein bezauberndes Hauptstück göttergleicher oder doch wenigstens engelhafter Schönheit. Von einem Tage zum anderen hoffte sie, ich würde ihr mein Herz antragen und ihre Gegenliebe begehren. Da ihr das aber wohl zu lange dauerte, so trug sie sich selbst mir aus brünstigem Verlangen nach einem Manne mit Leib und Seele, Hab und Gut an und bat mich, sie zu lieben und zur Frau zu nehmen.

Ich erschrak über diesen Antrag nicht wenig. „Christiane," sagte ich nach einer kleinen Pause, „Liebe und Ehestand sind Dinge, die die Jungfern morden und ums Leben bringen. Ich bin Euch aber viel zu gut, als daß ich Euer Unglück befördern und Euch lieben möchte."

„Scherzet nicht, Herr Robinson," erwiderte Christiane, „wir wollen ganz ernsthaft reden. Die Liebe bringt Lust, Freude, Vergnügen und langes Leben. Warum soll sie denn töten?"

„Wißt ihr das nicht aus Erfahrung?" fragte ich. „Ist nicht Eure Mutter gestorben, weil sie Euer Vater geliebt hat? Hat nicht Eure Base der Liebe ihres Mannes wegen sterben müssen, und hat nicht des Hausknechts Liebe die Magd ums Leben gebracht? Was würdet ihr durch meine Liebe für Lust, Vergnügen und Freude haben, wenn ihr alle Tage befürchten müßtet, ich töte Euch aus Liebe gegen meinen Willen?"

Christiane lachte und erwiderte: „Das widerfährt nicht allen Liebenden, daß sie in Kindsnöten sterben, wie meine Mutter, meine Base und die Magd. Das begegnet den wenigsten Liebenden, unter hunderten kaum zweien. Frisch gewagt, ist halb gewonnen! Wer weiß, womit es meine Mutter, meine Base und die Magd sonst versehen haben, daß sie gestorben sind. Deswegen sind mein Vater, mein Vetter und der Hausknecht nicht an ihrem Tode schuld. Sie haben ihre Weiber nicht ermordet oder durch die Liebe umgebracht. Macht Euch deswegen also keine Sorge. Liebt mich nur ruhig und erkläret, daß Ihr mein Mann werden wollt."

„Ach," sagte ich ganz verängstigt, „meine liebe Christiane, ich will Euch morgen um diese Zeit eine Antwort geben, laßt mir nur so lange Bedenkzeit."

Wiewohl ungern, war Christiane damit einverstanden, daß ich Bedenkzeit haben wollte; sie war nun einmal in brünstiger Liebe zu mir entbrannt. Wir schieden also an diesem Tage in guter Hoffnung von einander.

Während ich am nächsten Tage überlegte, was ich tun sollte, kam Lieschen wieder zur französischen Stunde. Ich sah sie mit großem Vergnügen an und dachte bei mir: „Wenn du mich liebtest, so würde ich dich gewiß nicht ermorden." Sie merkte wohl, was ich dachte, und sagte: „Herr Robinson, habt Ihr schon wieder mörderische Liebesgedanken?"

„O nein," antwortete ich; „ich möchte nur wissen, liebes Lieschen, ob denn alle Frauenzimmer,

die Männer lieben und von ihnen geliebt werden, in Kindesnöten sterben müssen und ob sich also jede Jungfer vor diesem Unglück zu fürchten hat, das Eurer Mutter, Eurer Base und der Magd widerfahren ist, und ob daran die Männer und die Liebe schuld sind."

„Mein Herr," erwiderte Lieschen, „könnt Ihr das in Zweifel ziehen, was doch ganz deutlich und verständlich ist? Wie viele Wöchnerinnen sterben nicht, wie viele sterben nicht in Kindesnöten! Wie wenig Frauen werden alt! Bringen die nicht alle ihre Männer um? Tötet sie nicht die mörderische Liebe? Dagegen leben die Jungfrauen, die zeitlebens Jungfern bleiben, mindestens zweimal so lange wie die Verheirateten. Woher kommen denn so viele runzelige Weibspersonen? Doch nur daher, daß sie nicht geheiratet haben und Jungfern geblieben sind. So viele Tausende aber müssen sterben, weil sie lieben und sich verheiraten. Wer ist daran schuld? Nur die Männer, die die armen Mädchen zur Liebe bewegen. Ich möchte zu gern wissen, was sie mit den Jungfern machen, wenn sie sie durch ihre Liebe umbringen. Sie müssen doch eine Art wilder Tiere oder Einhörner sein und die armen Frauen verwunden und durchbohren, denn stets bluten sie, wenn sie sterben. Vielleicht auch werden sie durch die Liebe zu Bestien, die die Weiber zerreißen. Behüte mich der Himmel vor den Männern und ihrer Liebe!"

Ich hatte Lieschen sehr aufmerksam zugehört und sagte nach einer kleinen Weile: „Wenn es so

ist, so ist es allerdings besser, daß sich ein Mädchen sperrt und sträubt, ehe es sich auf die Liebe einläßt. Denn wenn die Liebe den Tod befördert, so kann ich es keinem Mädchen übelnehmen, wenn es vor jedem Manne zehn Kreuze macht."

Die französische Stunde nahm ein Ende, und Christiane fand sich ein, meine Antwort zu hören. Ehe wir aber noch den Anfang machen konnten, von der Liebe zu reden, brachte mein Wirt eine niedliche kleine Jungfer in mein Zimmer, deren Eltern im Hause wohnten und ihre Tochter ebenfalls französisch lernen lassen wollten. Er nahm Christiane mit, die in den Abendstunden wiederkommen sollte, und ließ mich mit meiner neuen Schülerin, namens Juliane, allein.

Ich muß gestehen, daß mir heute noch das Bild dieses Mädchens vor Augen schwebt und ich lange in brünstiger Liebe ihrer gedacht habe. Sobald wir allein waren, zitterten uns beiden Hände und Füße, und man konnte unsere Herzen schlagen hören. Sobald wir zu reden anfangen wollten, stammelten wir und waren dermaßen verwirrt, daß wir einander um den Hals fielen und bitterlich weinten. Ich ermannte mich zuerst und begann folgendermaßen: „Meine engelsgleiche Juliane, ich liebe Euch, und Eure außerordentliche Schönheit entzückt mich dermaßen, daß ich vor Verwirrung nicht reden kann."

„Ich liebe Euch ebenfalls, Herr Robinson," antwortete sie, „und will gern sterben, wenn Ihr

mich nur lieben und meine Gegenliebe annehmen wollt."

„Ach, Schönste von allen," seufzte ich, „ja, ich liebe Euch; aber ich will Euch nicht durch meine Liebe ermorden und ums Leben bringen."

„Liebt Ihr denn tödlich?" fragte Juliane.

„Ich möchte nicht durch meine Liebe schuld an Eurem Tode sein und kann mich leider nicht dafür verbürgen," war meine Erwiderung.

„Wie soll ich das verstehen?" sagte Juliane. „Seid Ihr denn blutgierig, wenn Ihr liebt?"

„Ich habe noch nie ein Mädchen geliebt," antwortete ich. „Soviel ich aber von der Liebe habe reden hören, sollen die Jungfrauen durch die Liebe der Männer sterben."

„Wie sollte das wohl zugehen?" fragte sie. „Meine Mutter wird von meinem Vater geliebt und befindet sich ganz wohl dabei; mein Bruder liebt seine Frau, meine Schwägerin, und keiner tötet den anderen; meine älteste Schwester liebt einen jungen Kavalier, und es hat ihr bisher nichts ausgemacht."

„Ist das wahr?" fragte ich.

„Jawohl!" antwortete sie. „Nicht sie allein befindet sich bei ihrer Liebe sehr wohl, sondern ich kenne noch viele andere, die zwanzig und mehr Jahre einander geliebt haben, ohne daß sie die Liebe ermordet hätte."

„Lieschen, die Tochter meines Wirts," sagte ich, „behauptet es und will es damit beweisen, daß ihre Mutter, ihre Base und die Braut des Hausknechts in Kindesnöten gestorben sind. Daran sollen nur die Männer schuld gewesen sein."

„Ach, das alberne Mädchen!" entgegnete Juliane. „Was will das Kind von der Liebe wissen! Manche Frau stirbt allerdings in Kindesnöten; die meisten aber bleiben leben, und kein Mädchen fürchtet sich vor solchem Tode. Sonst dürfte ja überhaupt keine lieben und in den Ehestand treten. Fürchtet sich das dumme Ding vielleicht auch, in die Kirche zu gehen, weil die Kirche ein altes Gebäude ist, einstürzen und sie erschlagen kann? Nein, mein Lieber, da könnt Ihr ganz unbesorgt sein, durch die Liebe tötet Ihr mich nicht. Und gesetzt auch, der Himmel hätte mir das Schicksal beschieden, daß ich in Kindesnöten sterben muß, so seid nicht Ihr daran schuld, sondern mein Geschick, das mir so und nicht anders beschieden ist."

„Ihr seid also doch entschlossen, mich zu lieben," erwiderte ich, „obgleich Ihr befürchten müßt, in Kindesnöten zu sterben?"

„Ja, Geliebter," antwortete sie, „Euch zu Liebe will ich gern sterben, wenn ich nur weiß, daß Ihr mich aufrichtig und von Herzen liebt, mich als Eure Liebste annehmen und als solche überall anerkennen wollt. Ich werde vergnügt sterben, wenn Ihr mich liebt und mir treu bleibt."

„Solche große Liebe ist mir noch niemals zuteil geworden," sagte ich, indem ich ihr um den Hals

fiel und ihre kirschroten Lippen küßte. „Ja, meine entzückende Schöne, ich liebe Euch und bin ewig der Eurige. Keine andere soll in meinem Herzen jemals Platz finden, keine andere als allein meine himmlische Juliane soll an meine Seite kommen, und nur sie soll meine Liebste sein und heißen."

Wir unschuldsvollen Kinder lagen einander an den Lippen, und diese Kost schmeckte uns dermaßen süß, daß wir glaubten, der schließliche Genuß der ehelichen Liebe bestände nur in solchen entzückenden Küssen. So verging unvermutet schnell die französische Stunde, und zu unserer beiden heftigen Schmerz erschien plötzlich Christiane. Juliane hing noch an meinen Lippen; sogleich aber riß sie sich los, errötete, lief ohne Abschied hinaus, und ich blieb mit Christiane allein.

Diese, die sonst ziemlich rote Wangen hatte, sah jetzt wie eine Leiche aus, nachdem sie Juliane und mich beim Küssen getroffen hatte. Ihre Haare schienen mir nochmal so rot wie sonst, und ihr Kinn war so spitz wie ein Schusterpfriemen. Ich erschrak gewaltig, dachte aber bei mir: Die Liebe der Männer muß doch giftig und tötend sein; denn da Christiane schon vor dem bloßen Anblicke, daß ich Juliane küßte, halbtot war, so würde ich sie unzweifelhaft ganz getötet haben, wenn ich sie ebenso wie Juliane geküßt hätte.

„Ha, Herr Robinson!" rief Christiane. „Nun wundert es mich allerdings nicht mehr, daß Ihr mich nicht lieben wollt, da Ihr Juliane liebt."

„Lieber Gott, sei tausendmal bedankt," antwortete ich, „daß ich Euch nie geliebt habe, und Gott behüte mich, daß ich Euch je lieben werde!"

„Wieso?" fragte Christiane. „Bin ich giftig oder habe ich etwas Böses an mir?"

„O nein!" sagte ich. „Im Gegenteil, ich bin giftig! Seht Euch nur in den Spiegel, wie blaß Ihr geworden seid, weil Ihr mich Juliane lieben sahet. Was würde Euch nun erst widerfahren sein, wenn ich Euch wie Juliane in der Tat geliebt hätte? Ganz sicher hätte Euch meine Liebe ums Leben gebracht, und jetzt glaube ich bestimmt, daß die Liebe auf manche Mädchen und Frauen tödlich wirkt. Juliane erblaßte nicht, als ich sie liebte; sie wurde durch meine Liebe vielmehr begeistert, lebendig und erhitzt. Ihr dagegen würdet durch die Liebe eines Mannes vergiftet werden."

„Ganz und gar nicht," erwiderte Christiane. „Glaubt Ihr denn, daß Juliane die einzige ist, die ungefährdet lieben und geliebt werden kann? Meint Ihr, daß ich von Eurer Liebe vergiftet werde? Ach nein! Daß ich blaß wurde, als ich Euch Juliane küssen sah, geschah nur aus Schreck und Zorn. Ihr müßt nämlich wissen, daß es eine Frauensperson stets ärgert, wenn sie sieht, daß der, den sie liebt, eine andere küßt, und ich werde immer blaß, wenn ich erschrecke oder zornig werde. Wollt Ihr mich also wirklich nicht lieben, und hat Juliane mehr Recht auf Eure Liebe als ich? Soll ich es wirklich erleben, daß mir, die ich Euch so herzlich liebe, eine

andere vorgezogen wird? Habt Mitleid mit mir und verschmäht meine Euch angebotene Liebe nicht! Was sagt Ihr dazu, einzig Geliebter? Soll Juliane glücklicher sein als ich, hat sie mehr Tugend und Schönheit als ich, liebt sie Euch mehr als ich?"

Mit diesen Worten fiel sie mir um den Hals und weinte. Im selben Augenblick trat ihr Vater, mein Wirt, in das Schulzimmer und traf uns in enger Umarmung an. Christiane fiel ohnmächtig nieder, während ich wie eine Salzsäule dastand. Der Vater riß in seiner Wut seine Mütze vom Kopf und schlug damit auf seine Tochter dermaßen ein, daß es schien, als ob er sie totschlagen wollte. Christiane war ganz still, ich glaubte, sie wäre schon tot. Darauf fing mein Wirt mit mir an:

„Habe ich Euch deswegen in mein Haus genommen," schrie er mich an, „daß Ihr meine Tochter verführen wollt? Sind das die französischen Stunden, daß Ihr meinen Kindern das Gift der Liebe beibringt? Sofort macht Ihr, daß Ihr aus meinem Haus hinauskommt!"

„Mein Herr," entgegnete ich, „ich habe Eure Tochter nicht vergiftet. Ich habe sie noch nicht geliebt und habe auch kein Verlangen danach, weil sie rote Haare und ein spitzes Kinn hat."

„Dazu habe ich Euch auch nicht ins Haus genommen," sagte er. „Ihr braucht Euch gar nicht entschuldigen, sondern sollt nur sofort das Haus verlassen."

Mein Wirt war ein Mann von schnellen Entschließungen und duldete keine Widerrede. Aus dem Grunde traute ich mich nicht, ihm noch etwas zu erwidern. Ich schwieg, packte meine Sachen, ließ sie durch den Hausknecht in einen anderen Gasthof tragen und ging ohne Abschied davon.

In meiner neuen Herberge ließ ich mir ein besonderes Zimmer geben und blieb darin bis gegen Abend, wo Christiane bei mir erschien und mir einen Korb Wein, Gebäck, Fleisch und sonstige Lebensmittel als Geschenk mitbrachte. Kaum hatte sie den Korb hingesetzt, als sie auf mich zulief und mich unter heißen Tränen umarmte.

„Meine gute Christiane," sagte ich, „um des Himmels willen liebt mich nicht, sonst werdet Ihr noch von mir vergiftet und müßt möglicherweise sterben, wenn Ihr es doch weiter tut."

„Da könnt Ihr unbesorgt sein, Herr Robinson," antwortete sie, „ich habe keine Angst. Wenn Ihr mich liebt, werde ich bestimmt nicht sterben. Erschrakt Ihr denn aber nicht, als uns mein Vater überraschte?"

„Allerdings erschrak ich," erwiderte ich, „denn er kam so unvermutet, und ich dachte, er würde etwas von der Vergiftung merken, die Ihr Euch durch meine Liebe zu Juliane zugezogen hattet. Mich wundert wirklich, daß er davon nichts merkte, und ich war aufrichtig froh, daß er keine Veränderung an Euch wahrnahm. Was wollt Ihr aber um des

Himmels willen bei mir, wo Euch doch Euer Vater verboten hat, sich durch mich vergiften zu lassen, und mich deswegen aus seinem Hause gejagt hat?"

„Eigensinnige Väter wollen nicht zugeben, daß ihre Töchter lieben," war ihre Antwort. „Sie gönnen ihrem Kinde keine Freude und kein Vergnügen."

„Vielleicht tun sie nicht so Unrecht daran," sagte ich, „denn sie wissen, daß ihre Töchter leicht von den Männern vergiftet werden."

„Wollt Ihr meinen Vater noch in Schutz nehmen," fragte sie, „daß er mich geschlagen und Euch aus dem Hause gewiesen hat?"

„Wenn er begründete Ursache dazu gehabt hat," antwortete ich, „so muß ich Eurem Vater allerdings recht geben und seinen Zorn, den wir beide empfunden haben, billigen. Was recht ist, muß nun einmal recht bleiben."

Christiane machte eine höhnische Miene und sagte: „Behüte uns der Himmel! Die Liebe, das heißt die Neigung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zueinander, will nicht dem Zwange eifersüchtiger Eltern, auf ihren Vorteil bedachter Vormünder, mürrischer Verwandter und unverständiger Ratgeber unterworfen sein. Die Liebe ist eine freie Kunst, die nach den Trieben des Herzens leben und keinem Menschen ergeben sein will. Die Liebe läßt sich keine Gesetze vorschreiben und läßt sich nicht von dem Eigensinn der Eltern abhängig machen. Mein Vater hat mich auch nicht gefragt, als er meine

Mutter liebte; wie kann er verlangen, daß ich ihn um Erlaubnis bitten soll, den zu lieben, dem meine Seele angehört? Die Gewalt der Eltern hört auf, wenn die Töchter mannbar werden und die Liebe ihnen Neigungen einflößt. Dann fängt der eigene Wille der Töchter an! Doch, mein geliebter Herr Robinson, genug davon. Ich bin gekommen, um Euch einen deutlichen Beweis meiner großen Liebe zu geben, und habe Euch als äußeres Zeichen, daß ich an Euch denke, ein kleines Geschenk mitgebracht."

Zum Dank für ihr Geschenk holte ich aus meinem Felleisen ein silbernes Balsambüchslein heraus, das ich ihr verehrte und das sie gern annahm. Darauf ging sie von mir und bildete sich jedenfalls ein, ich liebte sie auch meinerseits, da ich ihr ein so wertvolles Geschenk machte.

Nun wollte ich mir den Inhalt des Korbes ansehen, den mir Christiane mitgebracht hatte, als plötzlich Juliane in mein Zimmer trat und mich folgendermaßen anredete: „Viel Glück zur neuen Wohnung, Herr Robinson! Es betrübt mich aber nicht wenig, zu hören, daß der, der mir sein Herz geschenkt und mir treue Liebe versprochen hat, Christiane liebt, es also mit mir nicht ehrlich meint."

„Ach, meine geliebte Juliane," erwiderte ich, „ich habe Christiane niemals geliebt. Sie fiel mir aber um den Hals und wollte mich gerade zur Liebe nötigen, als ihr Vater ins Zimmer trat und glaubte, ich wollte seine Tochter vergiften. Um seine Tochter vor aller Gefahr zu schützen, trennte er uns. Wa-

rum aber beschuldigt Ihr mich der Untreue? Was nennt Ihr überhaupt treu und was untreu?"

Juliane lachte und sagte: „Lieber Herr Robinson! Die Treue ist die völlige Ueberzeugung des Herzens an eine geliebte Person, die man einzig und allein bis in den Tod zu lieben entschlossen ist. Wer diesem Entschlusse zuwiderhandelt, ist falsch, unbeständig und untreu. Die Untreue aber verwundet und verursacht Schmerzen, die man Eifersucht nennt."

„Von solcher Eifersucht habe ich bisher nichts erfahren," antwortete ich. „Und da ich niemals eine andere als meine angebetete Juliane lieben werde, so verdiene ich diese Beschuldigungen nicht."

„Liebt Ihr mich denn wirklich so, daß ich Eure einzige Geliebte bin und Ihr keine andere außer mir lieben wollt?" fragte mich nun Juliane.

„Ja, meine Schöne," sagte ich, „ich liebe Euch und werde Euch lieben, so lange ich lebe, und keine andere lieben, solange ich Robinson heiße."

Bei diesen Worten fielen wir uns um den Hals und küßten uns lange. Von nun an kam Juliane täglich zu mir und wir liebten und küßten uns gegenseitig, bis eines Tages meine Geliebte weinend bei mir erschien und mir sagte: „Herr Robinson, ich muß Euch eine Entdeckung machen, die Euch vielleicht nicht angenehm ist."

„Aber meine geliebte Juliane," erwiderte ich ganz bestürzt, „was ist denn? Liebt Ihr etwa einen anderen oder seid Ihr eifersüchtig geworden?"

„O nein," antwortete sie. „Ich liebe keinen anderen, bin auch nicht eifersüchtig. Aber eben daß Ihr mich liebt und ich mich von Euch habe lieben lassen, ist es, was mich in Sorge, Angst und Traurigkeit versetzt; denn ich weiß, daß die Jungfrauen von der Liebe der Männer schwanger werden, und ich habe Furcht, daß ich von Eurer Liebe schwanger bin. Ich weiß auch, daß die, die schwanger werden, dicke Leiber und später Kinder bekommen; und wenn so etwas geschieht, ehe man wirklich verheiratet ist, so nennt man ein solches Frauenzimmer eine Hure und das Kind ein Hurenbalg; beide, Mutter und Kind, werden verachtet und sind zeitlebens unglücklich. Ich fürchte nicht nur, daß mein Leib dicker wird, sondern auch, daß es meine Eltern bald merken und mich schlagen werden; denn meine Mutter hat helle Augen und sagt immer zu mir, wenn ich ausgehe: „Halte dich anständig!" Was soll ich nun anfangen? In meinem Leibe fühle ich ein großes Poltern. Das ist gewiß ein Kind! Was soll ich anfangen?"

„Hilf Himmel, meine geliebte Juliane!" rief ich. „Das wird doch nicht so schnell geschehen! Soviel ich bei meiner Stiefmutter sah, liebte sie mein Vater lange Zeit, ehe sie dicker wurde, und lange Zeit ging sie mit diesem dicken Leib umher, ehe mein Stiefbruder Jordan ans Tageslicht kam. Man sieht Euch doch noch gar nichts an!"

„Doch, ich bin schwanger," sagte Juliane; „die Schwangerschaft der Jungfrauen entsteht stets von der Liebe der Junggesellen. In den letzten zehn Ta-

gen haben wir uns mehr als etliche tausend Male geküßt; sollte ich also zweifeln, daß ich schwanger bin? Ach, Gott, meine Mutter zerschlägt mir alle Knochen im Leibe und wirft mich zum Hause hinaus. Ich werde mit der Tochter Eurer Wirtin reden, daß ich eine Stube in diesem Hause erhalte, wo ich mich vor dem Zorn meiner Eltern verbergen und mein Wochenbett abhalten kann."

„Seht, meine geliebte Juliane," suchte ich sie zu trösten, „ich sagte es Euch ja, daß die Männer die Jungfern mit ihrer Liebe vergiften und stets Gefahr bei der Liebe und Gegenliebe vorhanden ist; Ihr wolltet Euch ja aber nicht raten lassen. Nun haben wir uns kaum zehn Tage geküßt, da seid Ihr schon schwanger und redet von dem Wochenbett. Seht Ihr nun ein, wie vergiftet die Männer sind! Sie ergötzen freilich, verletzen aber dabei, und unter dem süßen Zucker ihrer Süßigkeiten ist ein tötliches Gift verborgen. Die Frauen sind den Männern in Liebe verbunden, lassen sich aber mutwillig von ihnen verwunden. Fürchtet Euch aber nicht vor dem Zorn Eurer Eltern; ich werde Euch nicht verlassen, sondern immer beschützen; an Geld mangelt es mir nicht. Auf keinen Fall kann es schaden, wenn Ihr Euch mit der Tochter meines Wirts besprecht, daß sie Euch eine Stube einrichtet. Und wegen der Schwangerschaft betrübt Euch nicht; denn ich werde Euch bestimmt heiraten."

Juliane nahm darauf von mir Abschied und begab sich zu der Tochter meiner Wirtin, der sie alles erzählte, was sie auf dem Herzen hatte. Nach

vier Tagen kam sie wieder zu mir, und wir fuhren mit Küssen fort.

Mich wundert es heute noch, daß ich mit meinen vierzehn Jahren jedem älter vorkam, als ich war; denn allgemein schätzte man mein Alter auf zwanzig Jahre, und meinem Benehmen nach konnte ich es mit einem Dreißigjährigen aufnehmen.

Am nächsten Tage kam Juliane sehr vergnügt zu mir und brachte Wein und Zuckerwerk mit, das wir unter tausend süßen Küssen verzehrten, als plötzlich ihr Vater in Begleitung eines Hausknechts meine Tür aufriß und mit einem dicken Stock auf uns losschlug, ehe wir wußten, was eigentlich geschah. „Ihr Hurenpack!" schrie er uns an; „ich werde Euch schon voneinander bringen, und Gott soll mir dabei helfen. „Gestehe, Hure," sagte er zu seiner Tochter, „ist es wahr, daß du schwanger bist?"

Juliane fiel ihrem Vater zu Füßen und antwortete: „Lieber Vater, wenn ich es gestehe, so schlägst du mich."

„Gestehe es," rief er, „sonst sollst du sehen, was mit dir geschieht."

„Ja, lieber Vater, ich bin schwanger," sagte Juliane.

Kaum hatte sie ausgeredet, als ihr Vater sie bei den Haaren ergriff, zur Tür hinauszerrte und bis nach Hause auf sie einschlug. Ich war also wieder allein und schämte mich so, daß ich einige Tage nicht ausging.

Juliane und Christiane blieben nun aus, und ich bildete mir ein, ihre Eltern ließen sie nicht aus dem Hause; obwohl ich täglich an ihrem Hause vorbei ging, sah ich niemanden von meinen ehemaligen Schülerinnen außer Lieschen, die, sobald sie mich erblickte, ein Kreuz schlug und davonlief.

Mein Erlebnis mit Juliane hatte mir bei allen Mädchen und ihren Eltern derartige Verachtung zugezogen, daß alle vor mir wie vor einer giftigen Schlange davonliefen, und ich erfuhr, daß einigen der Wunsch, bei mir französische Stunden zu nehmen, von seiten der Eltern Ohrfeigen eingebracht hatte.

Da ich nun mit meinen Sprachkenntnissen nichts verdiente und die Kinder auf den Straßen hinter mir herriefen: „Da ist der vergiftete Kerl, der die Mädchen umbringt!“ so daß ich den Weibern ein Teufel zu sein schien, setzte ich mich eines Tages auf die Post und fuhr nach Pillau, das von Danzig etwa vierzehn Meilen entfernt liegt. Daselbst gefiel es mir gar nicht, und ich reiste sehr bald nach Königsberg weiter.

Hier nahm ich bei einem Kaufmann, namens Melleteng, Wohnung; auch speiste ich bei ihm stets zu Mittag und zu Abend. Man hielt ihn allgemein für den reichsten Mann in ganz Königsberg; er hatte hier sowohl wie auch anderswo große Geschäftshäuser, war Witwer und hatte aus seiner Ehe eine Tochter mit Namen Carolina.

Da ich mich ihm gegenüber als Sprachlehrer ausgegeben hatte, ließ er seine Tochter bei mir Unterricht nehmen, und durch seine Empfehlung bekam ich noch andere Schülerinnen, so daß ich monatlich dreißig Taler verdiente und außerdem freie Wohnung und Beköstigung hatte.

Carolina hatte den Tag über wenig Zeit und kam daher in der Zeit von sechs bis acht Uhr abends zu mir auf meine Stube, wo ich sie allein unterrichtete. Es verging kein Abend, an dem sie mir nicht ein Geschenk mitbrachte, das stets mehrere Taler wert war; innerhalb von vier Wochen hatte ich für mindestens fünfzig Taler Geschenke von ihr bekommen. Dabei sah es so aus, als ob sie mich nur beschenkte, damit ich mir mit ihr besondere Mühe im französischen Unterricht geben sollte; ich verwandte denn auch den größten Fleiß darauf, ihr die Sprache beizubringen, und schon nach drei Monaten sprachen wir nur französisch zusammen. Auch ihr Vater hätte, wenn er nicht zu alt und zu sehr beschäftigt gewesen wäre, gern die Sprache noch gelernt. So aber verstand er uns niemals, wenn wir uns unterhielten.

Eines Abends kam meine Schülerin gegen ihre Gewohnheit festlich geschmückt zur Stunde und überreichte mir ein kunstvoll verschlossenes silbernes Kästchen mit den Worten: „Mein Herr, nehmt dieses als Zeichen meiner Zuneigung an. Ihr werdet darin ein Schriftstück finden, dessen Beantwortung ich mir bis morgen um diese Zeit ausbitte. Zerbrecht aber das Kästchen nicht!“

Ich hätte gern ihre Gegenwart noch länger genossen; denn sie sah ungemein reizend aus. Da sie aber angeblich diesen Abend eingeladen war, entzog sie sich bald meinen Augen. Ich brannte vor Begierde nach dem Schriftstück, von dem sie gesprochen hatte, nahm daher den Schlüssel zu dem Kästchen und versuchte es zu öffnen; allein so sehr ich auch suchte, ich konnte kein Schlüsselloch entdecken. Nun versuchte ich es auf andere Weise, doch alle Mühe war vergebens. Da ich allein war und ohne Zuhörer, sagte ich vor mich hin: „Himmel, hilf mir, daß ich dieses Kästchen, ohne es zu beschädigen, öffnen und Zeit zur Beantwortung des Schriftstückes finden möge, von dem die schöne Carolina zu mir gesprochen hat!“

Dabei seufzte ich unzählige Male nach ihr; die Nacht und der halbe folgende Tag verging, das Kästchen war noch nicht geöffnet. Bei Tisch war ich sehr mißgestimmt und aß nur wenig. Als ich mich nachher wieder mit dem Kästchen zu schaffen machte, sah ich plötzlich einen runden Riegel, den ich bis dahin nicht bemerkt hatte. Ihn drehte ich so lange hin und her, bis der Deckel aufsprang. Obenauf in dem Kästchen lag ein Zettel, auf dem geschrieben stand:

„Geliebtester!

Wenn Euch des alten Melletengs Tochter Carolina nicht mißfällt, so versichert sie dagegen, daß sie eine so starke Neigung zu Eurer Person fühlt, die eine ewige Liebe und eheliche Verbindung an-

strebt. Es sei mir die Frage vergönnt, ob Ihr mich ebenfalls liebt, wobei ich glaube, nicht vergeblich gefragt zu haben, wenn es nur möglich ist, daß Ihr Euch meines Vaters wegen nach einer höheren Stellung umseht, zu deren Erlangung ich Euch mit einigen tausend Talern an die Hand gehen will. Ich bin meines Geliebten ewig verbundene

Carolina Gabriela Melleteng."

Ich erschrak nicht wenig, als ich diesen Liebesantrag las; mein Erstaunen verwandelte sich aber in große Freude, als ich den weiteren Inhalt des Kästchens sah. Unter dem Liebesbrief lag nämlich eine herzförmige goldene Tabaksdose mit Carolinas Bildnis, das von Brillanten umgeben war; drinnen befanden sich eine goldene Uhr, ein Ring ebenfalls mit Brillanten und drei brillantenbesetzte Hemdenknöpfe. Der Wert dieser Geschenke belief sich meiner Schätzung nach auf mindestens tausend Taler.

Nun setzte ich mich sogleich hin und schrieb folgende Antwort:

Herzlichst Geliebte!

Für die reiche Gabe danke ich dem Himmel, dem Schicksal und der Schönen, der ich ewiglich treu bleiben werde. Ich erlaube mir die Anfrage, ob ich mir auf den Besitz Eurer Schönheit Hoffnung machen darf. Bezüglich des Vorschlages, mich um eine höhere Stellung zu bewerben, nur das, daß es mir bisher an dem nötigen Gelde

mangelte. Da Ihr mir aber mit einigen tausend Talern an die Hand gehen wollt, so bin ich bereit, an den Hof zu gehen und mir einen Titel zu erwerben. Im übrigen versichere ich zu sein

meiner herzlichst Geliebten
ewig treu ergebener
Jonas Adam Robinson."

Dieses Schreiben händigte ich am Abend Carolina ein, die es aufmerksam las; dann sagte sie: „Wenn es wahr ist, daß Ihr mich treu und aufrichtig liebt, so überlasse ich Euch mein Herz zum völligen Besitz und nehme dafür das Eurige für mich. Eine Bedingung aber stelle ich: „Ihr müßt mir ewig treu bleiben."

Wenn ich nun auch zu Carolina die gleiche Zuneigung fühlte wie seinerzeit zu Juliane, so war ich mir doch nicht darüber klar, was Liebe eigentlich wäre. Ich bildete mir ein, die Liebe bestände in dem Umgange zweierlei Personen verschiedenen Geschlechts und beruhte lediglich auf Küssen; wenn keiner dem anderen einen Kuß schuldig bliebe, hieße das Treue; wenn man dagegen fremde Küsse genösse, wäre man untreu, falsch, wankelmütig und unbeständig. Ich glaubte, die Wirkung der Küsse wäre die Schwangerschaft eines Frauenzimmers und ein Teil des weiblichen Geschlechts wäre gegen das Gift der Männer unempfindlicher und bliebe leben, während sich der andere Teil leichter ansteckte und durch eine unglückliche Niederkunft stürbe. Solche kindlichen Gedanken haben wir Menschen eben,

wenn wir jung sind. Mein Herz war in Liebe zu Carolina entbrannt; doch war ich besorgt, sie möchte nicht die hinreichenden Eigenschaften besitzen, um dem Gift der männlichen Liebe zu widerstehen, meine Küsse würden mithin gegen meinen Willen ihren Tod herbeiführen können. Infolgedessen antwortete ich ihr:

„Meine geliebte Carolina! Ich bin keiner auf Erden so gewogen wie allein Euch und will niemals eine andere lieben als Euch. Wer weiß aber, ob Ihr eine derartige Natur besitzet, daß Ihr nicht durch meine Liebe den Tod erleidet?"

„Wie soll ich das verstehen?" fragte sie. „Gott sei Dank bin ich ganz gesund, und ich neige nicht zu Krankheiten. Was meint Ihr damit, daß mir Eure Liebe den Tod bringen könnte?"

„Liebe Carolina," erwiderte ich, „die Liebe zweier Personen verschiedenen Geschlechts besteht in lieblichen Küssen, aus denen die Schwangerschaft entsteht. Wenn ein Mädchen eine gute und gesunde Natur hat, so bleibt sie leben, anderenfalls aber vergiftet sie sich an den Küssen und stirbt in Kindesnöten."

Carolina mochte nun entweder eines Besseren überzeugt sein oder meinen Worten nicht glauben; sie lachte und sagte: „Nein, Herr Robinson, ich habe eine gesunde Natur und bin fest überzeugt, daß mich die Liebe nicht tötet, mir vielmehr ein langes und hoffentlich glückliches Leben bringen wird. Habt Ihr denn noch nie geliebt oder warum glaubt Ihr, daß die Liebe ein Mädchen vergiftet?"

„Ein einziges Mal, meine Liebe, habe ich geliebt, und zwar in Danzig," antwortete ich. „Das Mädchen hieß Juliane; sie liebte und küßte mich. Unvermutet kam die Tochter meines Hauswirts, Christiane, in mein Zimmer, und meine Liebe zu Juliane vergiftete Christiane derartig, daß sie erblaßte. Wenn ich sie selbst geliebt und geküßt hätte, so würde sie durch meine Liebe unzweifelhaft gestorben sein. Das zeigt deutlich, das manches Mädchen die Liebe nicht vertragen kann."

„Ihr seid völlig im Irrtum, mein Lieber," sagte Carolina, „die Tochter Eures Wirts ist nur aus dem Grunde erblaßt, weil sie Euch beim Küssen einer anderen betroffen hat; sie ist erschrocken und hat sich geärgert, daß Ihr sie nicht selbst geküßt habt."

„Nein, nein, mein Herz," erwiderte ich lebhaft, „es ist ganz gewiß, daß die Schwangerschaft eines Mädchens infolge der Küsse eines Mannes oft den Tod verursacht; die Mutter der Tochter meines Wirts, deren Base und die Magd waren in Kindesnöten gestorben. Daß die Schwangerschaft eines Mädchens durch bloßes Küssen entsteht, weiß ich aus eigenster Erfahrung; denn eben jene Danzigerin wurde schwanger, nachdem wir uns kaum zehn Tage geküßt hatten. Sie ist ganz bestimmt in Kindesnöten gestorben, da ich nichts weiter von ihr gehört habe."

„Dem sei, wie ihm wolle," sagte Carolina lachend, „traut nur meiner Natur mehr zu, an der Liebe sterbe ich ganz gewiß nicht."

„Und doch habe ich Angst um Euer Leben," versetzte ich. „Weil ich Euch eben so sehr liebe, will ich keine andere außer Euch haben; trotzdem aber will ich Euch nicht küssen, damit Ihr nicht durch meine Liebe schwanger werdet und sterben müßt."

Carolina lachte von neuem und sagte: „Mein lieber Robinson, das alles wird sich schon mit der Zeit geben. Vielleicht besitze ich ein Mittel, daß mir Eure Küsse nicht schaden. Jedenfalls aber entdeckt vorläufig meinem Vater noch nichts von unserem Entschluß, uns zu heiraten, sondern beschleunigt Eure Reise an den Hof, um eine einträgliche Stellung zu bekommen. Ich werde Euch noch heute Nacht genügend Geld zur Reise bringen."

So redeten wir miteinander, bis man uns zu Tisch rief. Nach dem Abendessen begab ich mich auf meine Stube und erwartete die Nacht. Etwa nach einer Stunde, als alles im Hause schlief, brachte Carolina einen Koffer, den ich mit auf die Reise nehmen sollte, sowie zwei größere Beutel mit Geld.

Carolina hatte bereits ihre Schlafgewänder angezogen, die ihr außerordentlich gut standen. Ich sah sie genauer an und wurde von der schönen Form ihres Oberkörpers derartig hingerissen, daß ich mich der Küsse nicht enthalten konnte, die sie mit gleicher Münze zurückzahlte. Wenn ich nicht eine so kindische Angst davor gehabt hätte, ich könnte sie vergiften, so würde ich, glaube ich, in dieser Nacht in der Liebeskunst große Kenntnisse erlangt haben; als unerfahrener Jüngling aber vergnügte

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

ich mich nur an Kleinigkeiten. Ein schneller Kuß und eine zärtliche Berührung ihrer Wangen und ihrer Brust verursachte bei mir ein so eigentümliches Zittern und Beben, daß ich ganz matt wurde und offenbar mit den Beinen zusammenknickte, während Carolina mich fest umarmte und an ihre Brust drückte.

„Mein Geliebter!" redete sie mich schließlich an, „Ihr habt nunmehr Geld genug, um Euch eine einträgliche Stellung mit einem hohen Titel kaufen zu können. Reist also an den Hof, kommt wieder, bringt mir meines Vaters wegen ein schönes Geschenk mit und haltet bei ihm um meine Hand an."

Wir küßten uns bis gegen Morgen, worauf Carolina ihr Schlafzimmer aufsuchte und ich mich ankleidete. Nachdem es Tag geworden und ich mein Frühstück eingenommen hatte, ging ich aus, um mich nach einer Fahrgelegenheit nach Pillau oder Danzig zu erkundigen. Zu meinem Glück fand ich in einem Gasthof einen Wagen, der einen Herrn aus Danzig zur Königsberger Universität gebracht hatte und nun leer zurückfahren wollte. Ich wurde wegen des Fuhrlohnes mit dem Kutscher einig, und wir beschlossen, am nächsten Morgen abzufahren.

Während des Mittagessens trug ich Herrn Melleteng meine Absicht vor, nach Berlin zu reisen, mir daselbst ein einträgliches Amt mit einem hohen Titel zu kaufen und mich dann in Königsberg niederzulassen. Er war damit einverstanden, nahm sehr freundlich von mir Abschied und versprach mir, mich

nach meiner Rückkehr bei etwaigen Heiratsabsichten nach jeder Richtung hin zu unterstützen. Zum Schluß gab er mir noch einige Empfehlungsbriefe an verschiedene Berliner Kaufleute mit.

Am Abend nahmen Carolina und ich zärtlichen Abschied, da ich bereits vor Tages Anbruch abreisen wollte. Das Scheiden wurde uns beiden außerordentlich schwer. Das Herz klopfte mir, und die Brust war mir wie eingeschnürt; Tränen standen mir in den Augen, und ich konnte kein Wort über meine Lippen bringen. Carolina brachte mir außer einem silbernen Reisebesteck einen seidenen Beutel mit kleinem Gelde für die Reise, sowie einen großen Korb mit Lebensmitteln und mehreren Flaschen Wein. Sie bat mich wiederholt, meine Reise zu beschleunigen, und blieb bei mir, bis der Wagen vor der Tür stand. In der Zeit bis zur Abfahrt schmiedeten wir unter Küssen tausend Pläne für die Zukunft.

Als der Türklinker das Haus öffnete, begab sich Carolina schnell in ihr Schlafzimmer. Man lud meine Sachen auf den Wagen; ich setzte mich hinein und fuhr zunächst nach Pillau, wo ich am Abend Quartier nahm.

Der Gasthof, in dem ich einkehrte, war sehr groß. Wegen des vielen Geldes, das ich bei mir hatte, wollte ich nicht in der allgemeinen Gaststube bleiben, sondern ließ mir ein besonderes Zimmer anweisen. Während ich mit dem Wirt deswegen verhandelte, kam eine Frauensperson dicht an mich

heran und besah mich sehr aufmerksam von oben bis unten. Ich erkannte in ihr die Magd meiner Stiefmutter, die mich früher so oft geschlagen hatte. Das Herz wollte mir fast brechen; denn nun glaubte ich bestimmt, meine Stiefmutter hätte sie mir nachgeschickt, um mich nach Mitau zurückzubringen. Mein bisheriges Leben, der Umgang mit den verschiedensten Leuten, die mannigfachen Begebenheiten, die ich schon erlebt hatte, nicht zum wenigsten mein Glück bei Carolina und mein geldgespickter Koffer machten mir aber wieder Mut, so daß ich alle Furcht fahren ließ, die Magd nur über die Achsel mit Verachtung ansah und mich in mein Zimmer begab.

Carolina hatte mir bei meiner Abreise die gute Lehre gegeben, auf der Reise mich nicht mit dem Gelde knickerig zu zeigen; meinem künftigen Stande entsprechende Ausgaben würden mich überall beliebt machen und mein besseres Fortkommen befördern. Vor allem sollte ich in Pillau oder Danzig einen Diener annehmen. Kaum hatte ich nun mein Zimmer betreten und meinen Koffer hinaufschaffen lassen, als mir Carolinas Rat einfiel. Der Wirt kam zu mir und fragte, ob ich etwas speisen wollte. Ich bestellte bei ihm eine kräftige Mahlzeit und sagte, meinen bisherigen Diener hätte ich wegen seines lüderlichen Wesens und seiner Diebereien in Königsberg davongejagt und hätte jetzt einen anderen nötig, der mich nach Berlin und zurück begleiten müßte.

Der Wirt versprach mir einen Menschen zu schicken; doch konnte er mir nicht sagen, ob ich mit

ihm gut oder schlecht fahren würde. Er ging hinaus, und gleich darauf erschien ein sauber gekleideter Mann, von etwa vierzig Jahren. Er sagte, er wäre der Sohn eines Tuchmachers aus Thüringen, hätte bereits Jahre in herrschaftlichen Diensten gestanden und eben jetzt seinen letzten Herrn durch den Tod verloren. Da er von dem Wirt gehört hätte, daß ich einen Diener brauche, trüge er mir seine Dienste an. Er könnte schreiben und rechnen, frisieren, barbieren, auch musizieren, mithin alles, was ein Herr von seinem Diener verlangen dürfte; auch wäre er kein Säufer und Spieler, seiner Herrschaft stets treu ergeben und hätte namentlich die Reise nach Berlin schon mehrmals gemacht.

Die Rede gefiel mir, und weil Jonathan — so nannte sich der Mann — einen recht guten Eindruck machte, nahm ich ihn in meine Dienste und gab ihm Geld, damit er sich den nötigen Reiseanzug kaufen könnte.

Während mein neuangenommener Diener seine Einkäufe machte, klopfte es an meiner Tür, und auf mein Herein trat die Magd meiner Stiefmutter in die Stube.

„Herr Robinson," redete sie mich an, „ich werde Ihnen wohl bekannt sein wie Sie mir. Ich freue mich aufrichtig zu sehen, daß es Ihnen gut geht. Ich nehme an, Sie wissen noch nicht, was Ihre lieben Eltern gesagt haben, als man Sie seinerzeit vermißte. Aus dem Grunde habe ich es mir nicht versagen können, Sie hier auf Ihrem Zimmer aufzu-

suchen. An dem Morgen Ihrer Abreise sollte ich Sie wecken; weil ich aber das Nest leer fand und Ihre Kleider vermißte, mutmaßte man sogleich, daß Sie auf und davon gegangen wären. Ihr lieber Vater war auf Ihre Stiefmutter zornig, weil sie zu hitzig wäre und Sie zu schlecht behandelt hätte; sie wußte ihn aber durch mancherlei Reden wieder zu besänftigen. Ich mußte aber umherlaufen und Sie überall suchen; nirgends fand ich Sie, und niemand wollte Sie gesehen haben, bis ich am Tor erfuhr, daß ein Knabe von Ihrer Figur und mit Ihrer Kleidung am frühen Morgen mit einem Felleisen auf dem Rücken hinausgegangen wäre. Da wir nicht wissen konnten, welchen Weg Sie gewählt hatten, unterließen wir weitere Nachfragen. Ihr Vater war höchst betrübt, während Ihre Stiefmutter wünschte, daß Sie nie wiederkämen, damit sie dereinst nach Ihres Vaters Ableben alleinige Erbin seines Nachlasses würde.

Nach einem Vierteljahr zog Ihr Vater von Mitau nach Goldingen, wo er eine neue Stellung fand, nachdem er die bisherige bei dem Grafen aufgegeben hatte. Ich bekam meinen Abschied, denn da Ihre Stiefmutter sich einschränken mußte, wollte sie in Zukunft ohne Magd wirtschaften. Jetzt bin ich im Begriff, nach Königsberg zu reisen, wo ich einen Vetter habe, um zu sehen, ob ich ihm helfen kann. Da ich aber fast kein Geld mehr besitze, bitte ich Sie um eine kleine Unterstützung." Mit den Worten trat sie näher an mich heran, küßte mich und flüsterte mir ins Ohr: „Wenn Sie heute Nacht

eine Beischläferin haben wollen, so stehe ich Ihnen gern zu Diensten."

Ich hatte sie mit Aufmerksamkeit angehört und war über ihr Anerbieten, meine Beischläferin sein zu wollen, einigermaßen erstaunt.

„Warum sollte ich," sagte ich nach kurzem Nachdenken, „eine Weibsperson mit in mein Bett nehmen, da ich doch bequemer liege, wenn ich allein schlafe? Wenn ich aber nicht allein schlafen will, kann ich doch meinen Jonathan bei mir liegen lassen."

„Wir wollen uns lieben," erwiderte sie.

„Ich darf nicht lieben," antwortete ich, „denn ich habe in Königsberg eine Braut, der ich treu bleiben muß."

„Braut hin, Braut her!" versetzte sie. „Ein Bräutigam kann eine andere mal zur Kurzweil lieben, zumal wenn er von seiner Braut abwesend ist."

„Das kann ich nicht glauben," sagte ich; „wie kann ich meine Braut hassen? Denn ich hasse sie, wenn ich eine andere küsse; die Liebe zu meiner Braut würde mit dem Anfange einer fremden Liebe aufhören müssen, und wenn ich eine Fremde lieben wollte, würde ich sie ohne Neigung küssen und somit ohne Liebe liebhaben. Ich danke Euch also für Euer Anerbieten."

Da in diesem Augenblicke mein Diener erschien, gab ich ihr einiges Reisegeld und entließ sie. Jonathan trat an diesem Abend seine Dienste bei mir an und wartete mir mit dem Wirte beim Essen auf.

Ich muß gestehen, ich machte mir an diesem Abend Gedanken über mich selbst. Ich war ein Kind, das seinen Eltern entlaufen war, nachdem ich so lange meiner Stiefmutter Fußschemel gewesen war. Ich erinnerte mich an alles, was ich bisher erlebt hatte, und die Veränderung meiner Lebensverhältnisse kam mir höchst wunderbar vor, sodaß ich zu mir selbst sagte: Mein Gott, wie unendlich spielt das Glück oft mit den Menschen; wie ähnlich einem Balle, der bald in die Höhe geworfen wird, bald wieder herabfällt. Die blinde Glücksgöttin hatte mich nach Königsberg geführt; daselbst hatte ich Geld bekommen, durch das ich mir Ehre verschaffte, die ich nicht verdiente und der ich nicht würdig war. Ich nahm mir vor, nicht hochmütig und eingebildet zu werden; denn ich fühlte die Möglichkeit in meinem Herzen, daß ich nicht stets solches Glück haben könnte, sondern statt geehrt und vornehm bedient zu werden, andere ehren und selbst bedienen müßte.

Die Nacht verbrachte ich in großer Sorge; denn Carolina hatte mir ans Herz gelegt, mich auf der Reise in acht zu nehmen, daß mir kein Leid widerführe, und auf den Koffer mit dem Gelde gut aufzupassen.

Bei Tagesanbruch fuhren wir von Pillau ab und gelangten nach Danzig. Hier fand ich bald Gelegenheit zur Weiterfahrt; denn ich traf einen Kaufmann aus Stargard, der sich erbot, mich und meinen Diener mitzunehmen. Da der Kaufmann sehr umgänglich schien, nahm ich sein Angebot gern

an, zumal ich auf diesem Wege sechsunddreißig Meilen — soweit ist es bis Stargard — weiter kam. Der Kaufmann hieß Riemerfeil, war wohl gewachsen und von großer Höflichkeit. An diesem Tage kamen wir nur bis Dunemorse; denn an dem Wagen war ein Rad gebrochen, dessen Reparatur uns lange aufhielt. Der Wirt in Dunemorse, der Herrn Riemerfeil kannte, trug Sorge für gute Speisen, die sein Gast liebte. Kaum waren wir in dem uns angewiesenen Zimmer, als mein Reisegefährte zu dem Wirt sagte: „Vorwärts, raus mit Eurer Frau und Tochter, wir wollen uns heute einen vergnügten Abend machen!"

Der Wirt antwortete: „Es soll geschehen!"

Gleich darauf fanden sich seine Frau und Tochter ein. Die Frau war ein lustiges Geschöpf, lief Herrn Riemerfeil entgegen und empfing ihn mit einem Kuß, worauf sich beide in ihr Schlafzimmer zurückzogen. Die Tochter gefiel mir sehr; sie bewillkommnete mich ebenfalls mit einem Kuß. Ich glaubte, es wäre eine Gewohnheit des Ortes, daß die Männer von den Frauen mit Küssen empfangen würden; aus dem Grunde trug ich kein Bedenken, diese Bewillkommnung mit gleicher Höflichkeit zu erwidern.

Herr Riemerfeil wunderte sich bei seiner Rückkehr, daß ich mit Edelmut, der Tochter des Wirts, nicht freundlicher tat; ich verstand aber nicht, was er damit meinte. In meinem Herzen fühlte ich jedoch eine Leidenschaft, die mich bewog, Edelmut öfter zu

bewillkommnen, das heißt ich gab ihr einen Kuß nach dem andern, was sie sich gern gefallen ließ.

Der Wirt deckte endlich den Tisch; wir nahmen mit seiner Frau und Tochter Platz, während er und mein Jonathan uns bedienten. Unter vielen Scherzen verging die Zeit, bis die Stunde des Schlafengehens kam; Herr Rieferfeil verfügte sich mit der lustigen Wirtin zu Bett, während Edelmut bei mir im Zimmer blieb.

Ich ging zwar nur ungern auf ihr Verlangen ein, sie mit in mein Bett zu nehmen, aber sie gefiel mir zu gut, so daß ich sie gerne bei mir behielt und mir vornahm, in der Nacht meine Bewillkommnungshöflichkeiten zu erneuern, wenn ich auch an Carolina dachte und mich ein eigentümliches inneres Gefühl davon zurückhielt.

Ob mir nun der Leser glaubt oder nicht, ich kann mit gutem Gewissen versichern, daß ich noch nie in meinem Leben ein unbekleidetes Mädchen gesehen hatte, und ich wußte nicht, worin der wahre Genuß der Liebe sowie die Fortpflanzung des Menschengeschlechts bestand. Ich behielt also Edelmut die Nacht bei mir und konnte mir keine Rechenschaft darüber ablegen, was es bedeutete, wenn man ein Mädchen zu sich ins Bett nimmt.

Wir kleideten uns aus, und Edelmut verlangte ein Geschenk von mir, da es, wie sie sagte, Landesbrauch und Sitte wäre, daß man ein Mädchen reichlich beschenke, das einem Kavalier die Gefälligkeit erwiese, mit ihm zu Bett zu gehen. Ich war

über dieses Ansinnen ganz verwundert; weil sie aber sagte, daß es so Brauch wäre, wenn ein Mädchen einem Manne nachts im Bett Gesellschaft leiste, so glaubte ich, es verstößt nicht gegen den Anstand und die guten Sitten, daß man ein hübsches Mädchen zu sich ins Bett nähme. So dumm und albern war ich damals noch, obgleich ich schon ein großer Kerl war, daß ich nicht wußte, wo Bartel Most holt. Wie erstaunte ich aber, als sich Edelmut ganz nackt auszog und mich eine Gestalt sehen ließ, die in mancher Beziehung anders war als die meine. Darauf legten wir uns nieder. Ich hatte zuvor Edelmut mit einer silbernen Tabaksdose und etwa achtzig Talern in Gold beschenkt, denn ich erinnerte mich an Carolinas Ermahnung, auf der Reise freigebig zu sein.

Edelmut schien darüber sehr vergnügt zu sein. Ueber den Bewillkommnungshöflichkeiten schliefen wir beide ein. Mit Tagesanbruch weckte uns der Wirt, den es offenbar nicht im mindesten befremdete, als er uns beisammen im Bett fand. Er sagte vielmehr, wir möchten ihn begleiten, um seine Frau und Herrn Riemerfeil, die noch schliefen, zu wecken. Wir standen auf, Edelmut schien aber ärgerlich auf mich zu sein. Nachdem wir uns angekleidet hatten, gingen wir mit dem Wirt in die Schlafstube seiner Frau. Sie und Herr Riemerfeil wachten auf und erhoben sich. Unterdessen wurde das Frühstück aufgetragen, und nachdem wir dasselbe verzehrt hatten, nahmen wir Abschied und machten uns nach Wuzko auf den Weg.

Herr Riemerfeil begann die Unterhaltung. Bei ihm bewährte sich das alte Sprichwort: Wem das Herz voll ist, dem geht der Mund über. Er war ein wollüstiger Mann und ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts; infolgedessen behandelten seine Reden nur vollüstige Dinge und den Umgang mit Frauen.

„Wie gefiel Ihnen die schöne Wirtin und die niedliche kleine Edelmut?" fragte er.

„Die Wirtin war ganz nett, aber Edelmut gefiel mir noch besser," antwortete ich.

„Haben Sie sie wacker geliebt?" fragte er weiter.

„O nein," erwiderte ich. „Ich habe sie nur öfter bewillkommnet."

Da Riemerfeil offenbar merkte, daß ich in der Liebe noch unerfahren wäre, sagte er: „Auf welche Art haben Sie sie denn bewillkommnet?"

Ich antwortete: „Ich sah, daß es Landesbrauch war, einander mit Küssen zu empfangen; das gefiel mir sehr, und aus dem Grunde setzte ich die Bewillkommnungsart so lange fort, bis wir darüber einschliefen. Ich habe ihr achtzig Taler und eine silberne Tabaksdose verehrt, weil sie mir sagte, es wäre Brauch, daß ein Mann ein Mädchen, das ihm nachts im Bett Gesellschaft leistete, reichlich beschenkte."

„Zu etwas anderem als nur zu Küssen ist es nicht gekommen?"

„Nein; was sollte denn auch weiter geschehen sein?"

„Haben Sie sie denn wirklich nicht geliebt?"

„Ich habe sie geküßt und weiter nichts; nur habe ich ihre Gestalt, die anders war als die meine, mit meinen Augen und Händen bewundert."

Herr Niemerfeil lachte laut los und erzählte mir von der Liebe eines Mannes zu einem Mädchen lauter Dinge, die ich beim besten Willen nicht verstand. Doch gaben mir seine Worte Gelegenheit, darüber nachzudenken, wie die mir unbekannte Art zu lieben wohl beschaffen sein möchte.

In Wuzko speisten wir zu Mittag und nahmen abends in Stolp Herberge. Jeder Tag schien sein besonderes Abenteuer mit sich zu bringen. In dem Gasthaus, in dem wir abstiegen, hatte man soeben den Wirt, der gestorben war, zum Friedhof hinausgetragen. Die Wirtin war allein zu Hause geblieben. Mein Reisegefährte besuchte gleich nach unserer Ankunft ein Mädchen in der Stadt, während mich die Wirtin in ihre Stube nötigte, wo ich ihr einige Trostworte zu dem Verlust, der sie betroffen hatte, sagen zu müssen glaubte.

„Mein lieber Herr," antwortete sie mir, „Sie haben keine Ursache, mich trösten zu wollen. Mein verstorbener Mann war ein alter Kerl, und ich danke Gott, daß er gestorben ist; denn er hat mich in unserer Ehe nie berührt, und ich bin noch in demselben jungfräulischen Zustande, wie ich zu ihm kam. Zehn Jahre habe ich in wenig erfreulicher Ehe mit ihm

gelebt und oft gebetet, daß Gott mich von ihm befreien möchte. Das ist nun endlich geschehen. Wie vergnügt bin ich nun und wie glücklich schätze ich mich, in Ihnen einen schönen und anmutigen jungen Herrn gefunden zu haben, der mich, wie ich hoffe, nicht verschmähen, sondern zu seiner Liebsten nehmen wird."

Bei diesen Worten kam sie auf mich zu und bewillkommnete mich; ich glaubte, die Bewillkommnung mit Küssen wäre hier derselbe Brauch wie in Dunemorse. Einerseits hatte ich in dieser Kunst schon mehr Uebung bekommen, und andererseits sah und tat ich dergleichen gern. Die Wirtin war jung und liebenswert und übte einen großen Reiz auf mich aus. Sie beschäftigte sich eine ziemliche Zeit mit mir, und wir verabredeten, uns in der Nacht Gesellschaft zu leisten; denn ich glaubte, es wäre auch hier Brauch, ein Frauenzimmer mit ins Bett zu nehmen.

Zu Abend speiste ich mit ihr in ihrem Zimmer; sie liebkoste mich während des Essens, bis wir uns schließlich in ihr Bett begaben. Sie war sehr zart und von schöner Figur, und daher ließ ich meine Augen, meinen Mund und meine Hände ihre Anmut bewundern. Da ihr diese Art zu lange dauerte, unterrichtete sie mich derartig praktisch in der Liebe, daß ich gar bald ein Meisterstück, das erste in meinem Leben, vollbrachte, was ein deutlicher Beweis war, daß ich einen findigen Kopf hatte. Vor dem Zubettegehen wollte ich sie, wie ich es in Dunemorse gelernt hatte, beschenken, doch lehnte sie jedes Ge-

schenk ab, wußte aber das Tempo so gut zu nehmen, daß ich ihr in der größten Hitze des Gefechts die Ehe versprach und das unbekannte Ziel meiner Begierden zu unserem beiderseitigen Entzücken tatsächlich erreichte. So kunstreich sind die Frauen!

Erst mit Morgengrauen schliefen wir ein. Der Kaufmann aus Stargard, der an diesem Tage noch bis Köslin reisen wollte, ließ mich bei meiner Wirtin wecken, und ich gedachte, sogleich mich fertig zu machen.

„O nein, mein Schatz!" sagte die Wirtin. „Du weißt doch, daß du das bis heute erhaltene Kleinod meiner Jungfernschaft bekommen und mir die Ehe versprochen hast. Du mußt also hier bleiben und dich mit mir trauen lassen."

„Mein allerliebstes Kind," entgegnete ich, „ich habe in Königsberg mich bereits mit der Tochter des Herrn Melleteng verlobt, die ich zu heiraten gedenke, und augenblicklich bin ich auf der Reise nach Berlin, mir ein Amt und einen Titel zu kaufen. Was würde meine Carolina sagen, wenn ich hier bliebe?"

„Mein lieber Schatz, so haben wir nicht gewettet," antwortete die Wirtin. „Du hast mir die Ehe versprochen, und deswegen habe ich dir den höchsten Genuß gestattet; wie könnte ich dich also von mir lassen? Ganz bestimmt bin ich jetzt von dir schwanger. Sollte ich, ohne mich mit dir trauen zu lassen, nach meines Mannes Tode zur Hure werden? Nein, das geschieht nicht!"

Darauf verschwor sie sich hoch und teuer, sie würde mich nicht eher von sich lassen, als bis ich mich mit ihr hätte trauen lassen. Was sollte ich tun? Ich erzählte Herrn Riemerfeil mein Schicksal. Er ermahnte mich, meine Angelegenheiten mit der Witwe in Ordnung zu bringen, und versprach mir, noch einen Tag auf mich zu warten.

Ich ging also zu meiner Wirtin zurück. „Mein Schatz", sagte ich, „ich kann es nicht leugnen, daß du die erste Frauensperson bist, die ich geliebt und der ich die Ehe versprochen habe. Ich liebe dich auch von ganzem Herzen, allein ich muß ohne Aufschub weiterreisen. Wenn du einen Geistlichen herbeischaffen kannst, der uns ehelich verbindet, so bin ich es zufrieden, daß wir uns heute noch heiraten. Wenn ich dann meine Geschäfte erledigt habe, komme ich wieder."

„Sei unbesorgt, mein Geliebter," antwortete sie. „Ich will nur mit dem Fräulein Demarse reden, die in meinem Hause wohnt und heute nacht mit Herrn Riemerfeil zusammen war, dann soll er vier Wochen warten, bis du mitreist; denn ich muß ganz behutsam mit dem Geistlichen, der uns trauen soll, umgehen und werde es wohl nur mit vielem Gelde erreichen können."

Hierauf eilte sie zu Fräulein Demarse, Herrn Riemerfeils Freundin, und es verging keine Stunde, da hatte sich mein Reisegefährte entschlossen, in Stolp zu bleiben, bis meine Angelegenheiten geordnet wären.

Nun führte ich mit meiner Braut ein angenehmes Leben. Sie war die einzige Tochter ungemein reicher Eltern gewesen und hatte den alten, ebenfalls sehr wohlhabenden Gastwirt vor zehn Jahren heiraten müssen, als sie eben das zwölfte Lebensjahr vollendet hatte. Der Gastwirt war fast 70 Jahre alt gewesen, als er seine junge Frau geheiratet hatte, was keineswegs aus Wollust, sondern aus wirtschaftlichen Gründen geschehen war, und es bildete das allgemeine Stadtgespräch, daß er sie in der Ehe niemals berührt hatte. Den ganzen Reichtum hinterließ er seiner jungen Witwe. An ihr hatte ich — das muß ich gestehen — eine Frau bekommen, die mir gefiel, und mit deren Vermögen ich bis an mein Lebensende hätte auskommen können. Außerdem liebte sie mich, und ich hatte nicht zu befürchten, daß sie mir untreu werden würde; denn schon zu Lebzeiten ihres ersten Mannes hatten sich viele Leute von Stand vergeblich um sie bemüht.

Vier volle Wochen blieb ich also bei ihr, während sich Herr Riemerfeil unterdessen die Zeit bei Fräulein Demarse vertrieb. Mein eigenes Geld hielt ich wohlweislich versteckt, da meine Geliebte nichts von mir verlangte, mir sogar ihr Vermögen zur freien Verfügung anbot, was ich jedoch ausschlug. Wir ließen nach Ablauf des Monats den ersten Geistlichen der Stadt, ihren Vetter, zu uns kommen, und man erzählte ihm, ich wäre ein sehr vermögender Offizier, der sie in solche Umstände versetzt hätte, daß eine schleunige Trauung nötig

geworden wäre, ferner müßte ich unbedingt eine längere Reise unternehmen, von der ich möglicherweise nicht sobald zurückkäme. Er wurde mit ansehnlichen Geschenken gewonnen, und nach einigen Tagen gab er uns, wenn auch nicht öffentlich, so doch im geheimen ehelich zusammen. Ich mußte mich dabei für einen kaiserlichen Oberst ausgeben, und meine Liebste erhielt von mir den Namen und die Würde einer Frau Oberst von Robinson.

Die Anwendung der von meiner Ehefrau gelernten Liebeswissenschaft gefiel mir dermaßen, daß sie acht Tage vor meiner Abreise krank wurde. Ich beschloß trotzdem nach Berlin zu reisen, mir hier für Geld einen Titel zu kaufen, nach Stolp zurückzukehren und mit meiner Eheliebsten vergnügt zu leben. Die acht Tage, die ich noch in Stolp blieb, verstrichen sehr schnell, unsere beiderseitige Liebe schien unersättlich, und endlich kam der letzte Abend heran. Nun empfand ich zum ersten Male die Wirkungen der Liebe; ich merkte, wie mir meine junge Frau am Herzen lag, und es wurde mir außerordentlich schwer, sie zu verlassen. Ich zeigte ihr meine Liebe, wie wenn ich sie in meinem Leben nicht wiedersehen würde, und entschloß mich, sobald wie irgend möglich zurückzukehren. Unser Abschied war sehr zärtlich.

Ich reiste mit Herrn Riemerfeil von Stolp über Schlawe nach Köslin, wo wir zur Nacht blieben. Mein Reisegefährte hatte hier geschäftlich zu tun, und ich dachte über mein Schicksal nach. Bald kam mir meine Ehefrau in Stolp in den Sinn,

bei der ich diese Nacht zu liegen wünschte, bald sah ich meine Braut Carolina in Königsberg vor mir. Bald wollte ich mich vor Verzweiflung, daß ich Carolina untreu geworden war, aus dem Fenster stürzen, bald billigte ich meine neue Liebe. Schließlich aber wurde ich ganz leichtsinnig, da das Mädchen, das mich bediente, ein hübsches Kind war und sich mir für diese Nacht als Bettgenossin anbot.

„Es schadet nicht," sagte sie, „daß Sie verheiratet sind, mein Herr. Ihre Liebste ist nicht da, und auf der Reise muß man alles mitnehmen, was sich einem bietet. Sie brauchen mir auch nicht mehr als einen Dukaten zu geben."

Diesen Dukaten zahlte ich ihr, und gleich nach dem Essen stellte sie sich bei mir ein. Ich wiederholte zwar nochmals, daß ich eine Frau hätte und Bedenken trüge, an ihr untreu zu werden; das listige Persönchen wußte mir aber alle Zweifel auszureden, und ich begann sie zu küssen. Währenddem erblickte das Mädchen auf dem Tisch allerlei Galanteriewaren, deren sich die Frauen gern bedienen, eine silberne Schwammbüchse, eine ebensolche Tabaksdose, einen Ring, ein paar silberne Messer, alles zusammen im Werte von etwa zwanzig Talern. Dieses alles wußte sie mir auf liebenswürdige Weise abzuschwatzen.

Endlich verfügten wir uns ins Bett, und ich fand, daß sie die nämlichen entzückenden Eigenschaften wie meine Frau in Stolp besaß, so daß ich diese und auch meine Braut Carolina völlig vergaß,

ja mich sogar entschloß, unterwegs jede Nacht, wo sich nur die Gelegenheit dazu bieten würde, ein Frauenzimmer zu mir zu nehmen und mein Vergnügen durch Geld zu erkaufen. Diese Nacht schliefen wir nur wenig, und der Tag fand uns noch wachend. Als Herr Riemerfeil nach Hause kam, traf er mich mit dem Mädchen noch im Bett an; auf seinen Wink kleidete sie sich hurtig an und verfügte sich mit ihm in ein anderes Zimmer, wo sie sich bewillkommneten.

Nach einiger Zeit bestiegen wir wieder unseren Wagen, und da vermutlich der eine ebensowenig wie der andere in dieser Nacht geschlafen hatte, so schlummerten wir bald ein und erwachten erst in dem drei Meilen von Köslin entfernten Cörlin, wo wir zu Mittag aßen. Noch am Abend erreichten wir das Städtchen Pinnow. Hier kehrte Herr Riemerfeil in einem Privathaus, das einem Zimmermann gehörte, mit mir ein. Man teilte uns mit, es wären zwar zwei Betten vorhanden, doch schliefen zwei Frauenzimmer darin; wenn wir uns mit ihnen vertragen würden, könnten wir mit ihnen schlafen.

Der Leser muß nämlich wissen, daß unser Wirt Herrn Riemerfeils Neigung für das weibliche Geschlecht zur Genüge kannte. Die Mitteilung nun war Wasser auf seine Mühle. „Wir werden uns schon mit ihnen vertragen", sagte er; gleichzeitig verlangte er, man sollte auftragen, was an kalter Küche vorhanden wäre. Das geschah. Nachdem wir gegessen hatten, führte man uns in eine

Kammer mit zwei Betten, in denen je ein weibliches Wesen lag. Wir entkleideten uns und legten uns vorsichtig nieder; kaum waren wir aber warm geworden, als uns die Frauenspersonen fragten, wer bei ihnen läge. Als wir der Wahrheit gemäß berichteten, daß wir nicht von ihrem Geschlecht wären, wollten sie zum Bett herausspringen; doch besänftigten wir die guten Mädchen durch einige Geschenke, so daß wir eine recht geruhsame Nacht verbrachten.

Als wir aber am Morgen erwachten und uns unsere Schlafgenossinnen näher ansahen, fanden wir, daß sie auf dem Rücken ganz voll Blut und Eiter waren. Wir fragten sie, was sie begangen hätten, daß sie derartig zugerichtet wären.

„Wir sind unschuldig", antwortete die eine. „Man hat uns zu Unrecht einer Missetat beschuldigt und uns, ehe wir flüchten konnten, mit Ruten zur Stadt hinausgepeitscht."

Nun verlor ich meinen Mut; als ich mir überlegte, daß ich die Nacht mit einer Missetäterin zusammengelegen hätte, die nach empfangenen Rutenschlägen des Landes verwiesen worden war, bekam ich einen gewaltigen Ekel vor den Weibern. Mein Gewissen erwachte, und ich dachte bei mir selbst: „Mein Gott! Wenn das deine Carolina in Königsberg und deine Frau in Stolp wüßten, so würden sie dich ganz gewiß verabscheuen, vor dir ausspeien und dich nicht mehr ansehen!"

So geht es nun einmal denen, die nicht tugendhaft sind; sie heulen mit den Wölfen und sind bei

den Bösen gottlos. Auf solche Art hatte ich mich auf der Reise mit Herrn Riemerfeil benommen. Ich hatte gelebt wie er und war der gleichen Sünde teilhaftig geworden. Riemerfeil war es gleich, ob er bei einem ehrbaren Mädchen oder einer liederlichen Bettel lag, wenn er nur sein Vergnügen hatte und seine Lüste austoben konnte. Ich nahm mir vor, in Zukunft ein keusches und gesittetes Leben zu führen und kein fremdes Frauenzimmer mehr anzusehen.

Gegen Mittag erreichten wir Naugard; die Wirtin des Gasthofs, in dem wir einkehrten, war jung, gefiel mir aber nicht besonders. Herr Riemerfeil kannte sie schon von früher her, und es verging denn auch keine halbe Stunde, so suchte man sie; ich vermißte meinen Reisegefährten und dachte mir mein Teil. Gleich darauf gab es einen großen Tumult; man brachte Herrn Riemerfeil und die junge Wirtin aus einem Zimmer, dessen Tür man aufgesprengt hatte, und führte sie beide aufs Rathaus. Der eifersüchtige Mann hatte schon bei Herrn Riemerfeils letzter Anwesenheit etwas Verdächtiges zwischen den beiden gemerkt und geargwöhnt, daß seine Frau von seinem Gast verführt worden wäre. Aus diesem Grunde hatte er diesmal heimlich den Gerichtsdiener in seinem Hause versteckt, der Zeuge des vollendeten Ehebruchs gewesen war und nun beide ins Gefängnis schleppte.

Auf diese Weise erfuhr unsere Reise nach Stargard eine Unterbrechung. Herr Riemerfeil und die

Wirtin wurden sogleich verhört, und da er den begangenen Ehebruch, bei dem man ihn auf frischer Tat ertappt hatte, nicht leugnen konnte, so stand es sehr schlimm für ihn. Er ließ mich zu sich holen und gab mir Briefe an seine Eheliebste nach Stargard mit, in denen er ihr meldete, was ihm geschehen war, und ihr befahl, mich gut aufzunehmen.

Ich versprach ihm, alles, was er mir sonst noch mündlich auftrug, wohl auszurichten, und blieb, da ich erst am nächsten Tage weiterfahren konnte, diese Nacht in dem Gasthof, wo ich Zeit genug hatte, über mich und meine bisherige Lebensweise auf der Reise nachzudenken. Ich bekam vor mir selbst als einem großen Missetäter und Bösewicht Ekel und Abscheu, empfand wegen meiner liederlichen Lebensart eine gewaltige Furcht vor dem göttlichen Strafgericht und verbrachte die Nacht sehr traurig und niedergeschlagen, stand aber am Morgen getröstet auf und nahm mir vor, nie wieder etwas Unrechtes zu tun.

Wollte Gott, ich hätte das durchgeführt! Allein mein sündliches Fleisch und Blut war zu schwach, um dem Bösen widerstehen zu können, zumal wenn man nicht die Gelegenheit, zu sündigen, vermeidet und den Reizungen des Fleisches nachgibt.

Ich fuhr also nach Stargard und langte gegen Mittag vor Herrn Niemerfeils Haus an, stieg aus und begab mich in seine Wohnung, wo mir seine Frau entgegenkam und nach ihrem Manne fragte.

Höflich antwortete ich, ich wäre vorangereist, und sie würde aus einem Schreiben ihres Mannes, das ich ihr übergab, Näheres von ihm erfahren. Während sie den Brief las, hatte ich Zeit, sie mir anzusehen. Sie war das blühende Leben, von zarter Haut und schöner Gestalt. Das Feuer ihrer Augen und ihre Munterkeit legten Zeugnis von ihrer Jugend ab; ich schätzte sie auf knapp zweiundzwanzig Jahre, was auch der Wahrheit entsprach. Ich konnte es nicht begreifen, wie sich ein so gewissenloser Mann wie Herr Riemerfeil, der eine so schöne Frau hatte, mit allen möglichen anderen Weibern abgeben konnte. Doch mußte ich mir selbst sagen, daß ich nicht besser wäre als er, da ich eine Braut und außerdem eine Frau hatte, die jener in nichts nachstand, und trotzdem mich überall, wo wir einkehrten, zur Befriedigung meiner Wollust anderer Weibspersonen bediente.

Die schöne Helena wurde mit dem Durchlesen des Briefes schnell fertig; sie reichte ihn mir und sagte: „Was mein böser Mann geschrieben, kann leicht geschehen; man muß Gleiches mit Gleichem vergelten. Hier lesen Sie selbst!“

Ich nahm den Brief und las folgendes:

„Mein Schatz!

Zu meinem Bedauern muß ich dir ein mir zugestoßenes Unglück mitteilen und dich bitten, mir daraus zu helfen. Ich bin hier in Naugard, als ich in der Trunkenheit mit der Wirtin spaßte,

ergriffen und mit ihr ins Gefängnis geworfen worden, während man mir meine Koffer und was ich sonst bei mir hatte, abnahm. Sei nicht eifersüchtig wegen dieser kleinen Galanterie; ich erlaube dir dafür, dich ebenfalls mit anderen Männern zu vergnügen und dich so an mir zu rächen; du kannst getrost Herrn Robinson, einen netten, jungen Mann, statt meiner bei dir aufnehmen. Nur hilf mir und schick einen Rechtsgelehrten her, der sich meiner annimmt, damit man mich gegen Kaution auf freien Fuß läßt. Lebe wohl und verzeih

deinem dich einzig liebenden Manne
Riemerfeil."

Nachdem ich den Brief gelesen, begann ich: „Madame, Ihr Mann schreibt die Wahrheit, und Sie würden nicht bei Sinnen sein, wenn Sie nicht seine Ausschweifung mit gleicher Münze bezahlen wollten."

„Mein leichtsinniger Mann", antwortete sie, „kann mir beim besten Willen nicht nachsagen, daß ich während unserer zweijährigen Ehe irgendeinen fremden Mann auch nur freundlich angesehen habe. Während seiner Abwesenheit habe ich aber hier durch einige Frauenspersonen, die von ihm schwanger waren, von seinen Ausschweifungen hören müssen. Er ist es also nicht wert, daß ich ihm, der die eheliche Treue zuerst gebrochen hat, treu bleibe, und ich werde bei der ersten besten

sich bietenden Gelegenheit kein Bedenken tragen, das, was er bei so vielen liederlichen Weibern genossen hat, einem liebenswürdigeren Manne, als er es ist, ebenfalls zu gestatten."

Hierauf bat mich die schöne Helena, meine Koffer auf mein Zimmer bringen zu lassen, das, wie sie sagte, neben ihrem Schlafgemach läge. Dann setzten wir uns zu Tisch. Wir waren beide allein, und der Magd war ausdrücklich verboten, eher ins Zimmer zu kommen, als bis sie gerufen würde. Nachdem wir unseren Hunger gestillt und den Durst mit vortrefflichem Wein gelöscht hatten, lösten sich die Bande unserer Zungen, und wir fingen eine vertrautere Unterhaltung an.

„Madame," sagte ich, „ich kann mich nur glücklich schätzen, daß ich die Ehre haben soll, heute nacht neben Ihrem Schlafzimmer zu sein; noch glücklicher aber würde ich mich preisen, wenn es mir vergönnt wäre, Ihr Bett mit Ihnen zu teilen. Ich würde mich schon mit Ihnen vertragen."

„Mein Herr," antwortete sie, „ich glaube nicht, daß das Ihr Ernst ist; sollte es aber doch der Fall sein, so steht dem nichts im Wege, daß Sie mich in der Nacht besuchen können; denn die Tür zu meinem Schlafgemach wird offen bleiben. Des Gesindes wegen geht es nicht an, daß wir in einem Zimmer schlafen."

Dankbar küßte ich ihre schneeweißen Hände, die sie sehr geschickt zurückzog, während sie mir gleichzeitig ihren kirschroten Mund hinhielt und sagte:

„Mein lieber Herr Robinson! Nachdem wir bezüglich des Nachtquartiers einig geworden sind, brauchen wir uns auch wegen anderer galanter Liebesfreiheiten keine Bedenken mehr machen."

Nun wurde ich dreister, und wir ergötzten uns bis zur Abendmahlzeit mit unzähligen Küssen. Nach dem Essen verabschiedete ich mich von ihr, ging in mein Schlafzimmer und wartete hier auf das verabredete Zeichen; sie wollte, sobald ihre Kammerjungfer das Zimmer verlassen hatte, an die Wand klopfen.

Es verging fast eine Stunde, ehe Helena ihr Schlafgemach betrat. Die Verbindungstür zwischen den beiden Zimmern war unverschlossen. Während sie sich auszog, hörte ich ihre Unterhaltung mit der Magd mit an.

„Morgen werde ich etwas länger schlafen," sagte sie, „da auch unser Gast nicht allzu zeitig aufstehen wird. Mach also morgen früh kein Gepolter im Hause."

„Ich werde mich ganz nach Ihren Befehlen richten", erwiderte die Magd. „Doch will ich Ihnen beichten, daß der Diener des fremden Herrn mich gebeten hat, ihn mit in mein Bett zu nehmen; er hat mir auch versprochen, mich zu heiraten, wenn ich es tun würde."

„Vielleicht ist es dein Glück," versetzte Helena; „er ist nicht unübel, und sein Herr hat mir erzählt, daß er Geld hat und sich demnächst ein Geschäft kaufen will."

„Wenn er aber sein Wort nicht hält und mich schwanger sitzen läßt?“ warf die Magd ein.

„Ich werde schon mit seinem Herrn reden“, beruhigte sie Helena, „und dafür sorgen, daß du ihn zum Mann bekommst.“

„Dann will ich mich auf Sie verlassen“, sagte die Magd. „Ich wünsche Ihnen eine geruhsame Nacht.“

„Du hast es doch besser als ich,“ schloß Helena die Unterhaltung, „du weißt, daß du einen Genossen in der Nacht hast, ich dagegen muß allein schlafen. Nun geh zu Bett, ich bin müde.“

Die Magd verschwand. Helena verschloß die Tür und klopfte gleich darauf an die Wand. Ich trat meine Wanderschaft an, öffnete vorsichtig die Tür und gelangte in ihr Schlafgemach.

Helena lag in einem dünnen, durchsichtigen Nachtgewand auf einem kostbaren Bette unter einem Spitzendache. Vor dem Bett stand ein mit Wein und Konfekt besetzter Nachttisch. Eine Wachskerze erleuchtete das Gemach nur düster. Helena schien mir die Venus zu sein, wie sie die Maler darstellen.

Sie empfing mich mit offenen Armen, küßte mich und sagte: „Mein Engel, Sie sind der erste, dem ich außer meinem Manne irgendwelche Freiheiten gestatte. Ernten Sie bei mir die Süßigkeiten, die mein Mann bei anderen genossen hat.“

Hierauf liebkosten wir uns, erfrischten uns an Wein und Konfekt und legten uns zu Bett. Die ganze Nacht brachten wir schlaflos zu; gegen

Morgen schlummerten wir engumarmt ein und standen erst gegen Mittag auf. Noch vor dem Essen ließ Helena den besten Advokaten kommen, teilte ihm ihres Mannes unglückliche Lage mit und sandte ihn mit Geld nach Naugard.

Volle vier Wochen blieb ich bei Helena. Dann kam ein Brief von Herrn Riemerfeil, daß er in den nächsten Tagen nach Hause zurückkehren würde. Da ich seine Ankunft nicht abwarten wollte, fuhr ich mit einigen Kaufleuten, die ich zufällig getroffen hatte, nach Königsberg in Brandenburg.

Die Trennung wurde Helena und mir sehr schwer. Helena schenkte mir zum Abschied eine goldene Uhr, auf der sich ihr perlenumkränztes Bild befand, einen Diamantring, eine silberne Tabaksdose und einen aus ihren eigenen Haaren kunstvoll gestrickten Geldbeutel mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens.

Es mußte aber geschieden sein. Auch mein Jonathan nahm herzlichen Abschied von Helenas Magd, die er zu heiraten versprach, wenn er mit mir von Berlin zurückkehren würde.

Meine nunmehrige Reisegesellschaft bestand aus zwei Königsberger Kaufleuten, die von Danzig nach Hause reisten. Während der ganzen Fahrt habe ich sie nicht nüchtern gesehen. Auf dem Wagen hatten sie ein Arsenal von Flaschen, die in Stargard gefüllt worden waren und kaum bis zu dem nur drei Meilen entfernten Pyritz ausreichten. In Pyritz aßen wir zu Mittag, und da sie nach vielem Trinken

eingeschlafen waren, mußte man sie sinnlos betrunken auf den Wagen tragen, wo sie nach einer Stunde wieder erwachten und sich sogleich über die neu gefüllten Flaschen hermachten.

Spät abends erreichten wir Königsberg; ich nahm in einem Gasthof Herberge, bis die Post nach Berlin abfuhr. Ueber Schwedt, Angermünde, Neustadt und Berlin ging die Fahrt. Die Postwagen waren von Leuten geringeren Standes besetzt, mit denen ich mich in keine Unterhaltung einlassen wollte; um so mehr erinnerte ich mich an mein Gott gegebenes Versprechen, ein keusches Leben zu führen. Ich erkannte meine Schwäche und die Macht der Verführung eines schönen Frauenzimmers; doch empfand ich von neuem aufrichtige Reue über meine bisherige Lebensweise und nahm mir vor, niemals wieder in eine Sünde zu willigen oder gegen Gottes Gesetz zu tun. Ich rief mehrmals Gott um Hilfe an, die mir auch zuteil wurde; denn obwohl ich in Berlin unzählige Gelegenheiten fand, mich mit Frauenzimmern zu vergnügen, widerstand ich doch allen ihren Lockungen.

In Berlin änderte ich meinen Entschluß, mir einen hohen Titel zu kaufen. Ich dachte nach, was mir ein solcher helfen würde, und nahm mir vor, das Geld lieber zu sparen; doch wollte ich mir, ehe ich nach Stolp zurückreiste, die Stadt einige Wochen lang ansehen. Es fanden sich denn auch bald Leute, die mich herumführten, mich aushorchten und schließlich Gelegenheit fanden, mich unter die Soldaten zu bringen, sodaß aus mir ein armseliger Musketier

wurde, der seine Flinte tragen mußte. Ich schrieb dies meiner Frau und auch meiner Braut. Caroline Melleteng antwortete mir zuerst; sie sandte mir Juwelen im Werte von etlichen tausend Talern und bat mich himmelhoch, alles zu versuchen, um mich loszukaufen, nach Königsberg zu kommen und sie zu heiraten. Meine Frau schickte mir aus Stolp fünfhundert Taler und schrieb, ich sollte mich mit dem Gelde loskaufen und meine Heimreise beschleunigen, da sie schwanger und so krank wäre, daß sie täglich den Tod vor Augen sähe.

Mir wurde angst und bange; dabei überlegte ich aber: Wenn meine Frau in Stolp sterben sollte, so könnte ich ihr Vermögen erben und meine geliebte Carolina doch noch heiraten! Ich versuchte mein Heil bei den Offizieren, ob sie mich für Geld freilassen würden; obwohl aber viele, die besser gewachsen waren als ich, freikamen, wollte es mir nicht gelingen, wenn ich auch noch so viel Geld dafür bot. So diente ich denn volle sieben Jahre als Musketier. Meine Frau und meine Braut sandten mir noch verschiedene Male Geld; nach einem halben Jahre aber erhielt ich keine Nachricht mehr aus Stolp und nach zwei Jahren keine mehr aus Königsberg.

Endlich waren die sieben Jahre verstrichen, und ich bekam meinen Abschied. Während der ganzen Jahre zeigte ich niemandem mein Geld, und obwohl ich ebenso gut wie die Offiziere lebte, hielt ich mein Geld wohl zu Rate. Ich gab mich weder mit Frauenzimmern ab noch machte ich mit Spielen und Trinken große Ausgaben.

Sobald ich entlassen war, packte ich meine Sachen zusammen, verließ Berlin und begab mich nach Stolp. Hier erfuhr ich, daß meine Frau ein Testament gemacht und die beiden Zwillinge, die sie von mir geboren, zu ihren Universalerben eingesetzt hatte, so daß ich von ihrem ganzen Nachlaß auch nicht einen Pfennig erhielt. Ich blieb nicht lange in Stolp, sondern fuhr nach Königsberg. Der alte Melleteng war in großer Armut gestorben und seine Tochter Carolina schwer krank, wie mir erzählt wurde. Sofort begab ich mich zu ihr; sie wohnte in der Vorstadt in einer kleinen Kammer und lag auf einer elenden Streu.

„Daß Gott erbarme, Carolina!" rief ich. „In welch traurigem Zustande treffe ich Sie an!"

Carolina ermannte sich von ihrer Mattigkeit und sah mich liebevoll an. Ihre Schönheit war ein Opfer der Armut und Entbehrungen geworden, und doch erkannte ich sie sogleich wieder.

„Ach, mein lieber Herr Robinson," sagte sie, „wo kommen Sie denn her? Ach, ich Elende! Wie unglücklich bin ich geworden, wie arm! Ich habe nichts mehr, wo ich mein Haupt hinlegen kann."

Ich ergriff sie bei der Hand und erwiderte: „Meine einzige Carolina! Seien Sie nicht bekümmert, daß Sie jetzt in Not sind. Ich habe Geld genug, Sie sollen keinen Mangel leiden." Dann ließ ich mich durch ihren Hauswirt, einem Tagelöhner, herumführen, um zu sehen, ob ich nicht eine bessere Wohnung für sie finden würde. Das geschah auch;

die Wohnung war zwar sehr bescheiden, aber sauber möbliert und mit allem nötigen Hausrat versehen. Ich mietete sie mit monatlicher Kündigung und bezahlte für ein Vierteljahr im Voraus. Dann ließ ich Kleider und Wäsche einkaufen und führte Carolina, die sehr schwach war, in die neue Wohnung, wo der Tisch mit den von mir bestellten Speisen reichlich zum Abendessen gedeckt war. Der Wirt überließ uns seine Magd, die uns bediente und dann einen Arzt herbeirief.

Als wir wieder allein waren, fragte ich Carolina, was denn ihrer Familie und ihr geschehen wäre, worauf sie mir folgendes erzählte: „Mein lieber Schatz! Mein Vater war ein sehr reicher Mann; er hatte verschiedene Geschäfte und Seeschiffe; nachdem Sie aber von uns gegangen waren, kam ein Unglück nach dem anderen über uns. Die Schiffe gingen unter, und bei verschiedenen Kaufleuten verloren wir mit einem Schlage mehr, als mein Vater Vermögen hatte. Und doch würden wir uns wieder emporgeschwungen haben, wenn uns nicht unser Buchhalter mit dem ganzen baren Gelde und allen vorhandenen Wechseln durchgegangen und unser Haus, um seine Unterschlagungen zu verdecken, angezündet hätte. Dieses mehrfache Unglück machte unsere Gläubiger aufmerksam; sie bemächtigten sich alles dessen, was wir noch besaßen, und machten meinen Vater zum Bettler. Wir nahmen uns eine ganz kleine Wohnung, in der mein Vater sehr bald vor Gram und Herzeleid starb und mich in so erbärmlichen Verhältnissen zurückließ, daß ich all mein

Hab und Gut verkaufen mußte, um ihn begraben zu können. Vor vier Wochen bezog ich diese Kammer; ich wurde krank und wäre unfehlbar gestorben und verdorben, wenn nicht mein geliebter Robinson unvermutet erschienen wäre."

Carolinas Krankheit ließ schon nach einigen Tagen merklich nach, die Arzneien schlugen an, und wir überlegten, was wir in Zukunft beginnen sollten.

Wir lebten zärtlich und vertraut miteinander und waren entschlossen, uns zu heiraten, wenn Carolina ihre Gesundheit völlig wieder erlangt hätte, und uns dann ein Geschäft zu kaufen. Ihre Krankheit verhinderte uns aber, uns tiefer in die Liebe einzulassen, und nötigte uns, keusch und züchtig zu leben.

Ich nahm ein Verzeichnis meines Vermögens auf und fand, daß ich, obwohl ich ganz gut gelebt hatte, an Juwelen, silbernen und goldenen Galanteriewaren und barem Gelde noch etwa achttausend Taler besaß, wovon wir uns ganz leidlich ernähren konnten. Zunächst schaffte ich Kleider für meine Braut und mich an und kaufte alles, was für eine vollkommene Haushaltung nötig war.

Eines Nachts richtete sich Carolina im Bett auf und rief: „Leb wohl, mein Schatz. Auf ewig lebe wohl!" Ich erwachte, und die Worte „Auf ewig" erschreckten mich außerordentlich. „Carolina!" rief ich, „was fehlt Dir, mein Schatz?" Da ich keine Antwort erhielt, sprang ich aus meinem Bette heraus und wollte nach ihr sehen. Wie entsetzte ich mich aber, als ich sie ganz erstarrt fand! Ich stieß sie an,

schüttelte sie und rief die Magd, die Arzt und Barbier holen mußte; aber meine Carolina war starr und tot; weder Aderlaß noch kräftigende Wasser halfen ihr mehr.

Dieses Unglück versetzte mich in eine derartige Erregung, daß ich mich kaum fassen konnte; meine verstorbene Carolina hatte es grundehrlich mit mir gemeint und war mir bis zum Tode treu geblieben, während ich falsch und treulos an ihr gehandelt und nicht nur andere Weiber geliebt, sondern sogar eine Frau in Stolp geheiratet hatte. Dennoch gewährte es mir einigen Trost, daß ich Carolina noch vor ihrem Tode hatte helfen können. Ich ließ sie prächtig beerdigen, und jedermann lobte mich wegen meiner Treue, während sich mein Herz wegen dieses unverdienten Lobes nicht wenig schämte.

Soviel vermag die Liebe zu einem Weibe, daß man nicht nur den Ort, an dem sich die Geliebte aufhält, allen anderen vorzieht, sondern auch, daß man tausend Torheiten begeht, von denen nicht die kleinsten die sind, daß man ihre Briefe küßt, den Ort, wo sie einmal gelegen oder gestanden, und die Kleider, die sie getragen, heilig hält, ihre Gesundheit aus ihrem Pantoffel trinkt, Lobgedichte auf sie macht und ihretwegen sogar Leib und Leben wagt. Ist aber das geliebte Wesen gestorben, so eilt man, daß man es je eher je lieber aus dem Hause schafft; man scheut die erkalteten Glieder und hat einen großen Abscheu vor der Gestalt, die man noch kurz vorher so sehr geliebt hat. Was ist also die Liebe? Antwort: Nichts wie Eitelkeit! Die Liebe und alles,

was unter der Sonne ist, ist eitel. Das empfand ich jetzt an meinem eigenen Leibe. Das Andenken blieb zwar, aber die Liebe war verschwunden. Mir gefiel es nicht mehr in Königsberg, ich verschenkte Carolinas Kleider und suchte den Ort sobald wie möglich zu verlassen, wo ich so Liebes verloren hatte.

Geld besaß ich noch genug und hätte schon etwas damit anfangen können, um zeitlebens mein Brot zu haben; dazu hatte ich aber entweder den Verstand nicht oder ich dachte nicht daran. Ich wollte auf jeden Fall fort, wohin war mir gleichgültig, und ich erkundigte mich nach reisenden Kaufleuten.

In einem Gasthof traf ich denn auch einige Freunde, die nach Dänemark reisten und mir zuredeten, sie zu begleiten. Ich verkaufte mein Mobiliar, ließ meinen Koffer, der mein ganzes Vermögen enthielt, in den Gasthof schaffen und wartete auf den Tag der Abfahrt.

Wir pflegten es nun so zu halten, daß von unserer aus zwölf Personen bestehenden Gesellschaft sechs bei unseren Sachen bleiben mußten, während die anderen sechs ausgehen durften. Eines Tages ging ich wegen notwendiger Besorgungen mit fünf anderen aufs Land; meine Begleiter schlichen sich unter allerhand Vorwänden von mir weg und ließen mich allein. Nach langem Warten kehrte ich nach Königsberg zurück, wo ich nach meinen Reisegefährten fragte, da ich sie nicht mehr vorfand. Der Wirt war über meine Frage sehr verwundert und sagte, er hätte fest geglaubt, wir wären alle auf einem

Schiffe am Morgen abgefahren; die sechs Zurückgebliebenen hätten ihre und meinen Koffer an Bord bringen lassen und wären nicht wiedergekommen.

Ich wußte nicht, was ich denken sollte, lief nach dem Hafen und erfuhr zu meinem Entsetzen, daß sich gegen Mittag meine sämtlichen Gefährten auf ein Schiff begeben hätten und nach Amsterdam gefahren wären. Sehr erregt kehrte ich in den Gasthof zurück und wollte mir bei dem Wirt guten Rat holen; doch konnte er mich nur recht schlecht trösten. „Ach, mein Herr," sagte er, „Sie sind vermutlich betrogen, und die Kerle waren Spitzbuben. Hätten Sie mir Ihre Sachen in Verwahrung gegeben, so hätte ich Ihnen dafür aufkommen müssen. Nun aber trifft Sie allein die Schuld; denn wo wollen Sie sie suchen? Wer weiß, wo sich die Kerle haben ans Land setzen lassen und wo sie sich Ihr Vermögen geteilt haben?"

Zwar wollte ich dem Wirt nicht glauben, doch blieb mir schließlich nichts anderes übrig, zumal auch andere Leute, die von den Spitzbuben betrogen worden waren, sich bei dem Wirt nach ihnen erkundigten. Mir gingen die Augen auf, daß ich unter die Diebe geraten war; jeder aber, dem ich mein Leid klagte, riet mir, meinen Verlust zu verschmerzen und mir nicht noch weitere Kosten zu machen, um ihren Aufenthalt zu erforschen.

Dieses Unglück ging mir gewaltig ans Herz; ich erfuhr die Wirkungen des Geizes und wie weh es tut, wenn man von der Höhe des Reichtums in die Tiefe der Armut herabfällt. Gottlob hatte ich noch

ungefähr hundertundfünfzig Taler bei mir, von denen ich vierzehn Tage bis zur Abfahrt eines Schiffes leben mußte, mit dem ich zur See mein Glück versuchen wollte. Ohne verschwenderisch zu leben, hatte ich in zwei Wochen dreißig Taler verbraucht, und mir wurde bange, daß ich alles Geld würde ausgeben müssen, ehe ich selbst wieder etwas verdiente. Unterdessen forschte ich nach Fremden in der Hoffnung, durch Sprachunterricht meinen Lebensunterhalt zu finden. Eines Tages wurde ich auf der Straße von einem fremden Reisenden angesprochen.

„Verzeihung mein Herr," sagte er, „ich bin ein finnländischer Reisender und möchte für meinen ältesten Sohn, den ich auf Reisen schicken will, einen Hofmeister annehmen, der lateinisch, französisch, deutsch und polnisch versteht. Können Sie mir vielleicht einen solchen Menschen nachweisen?"

„Mein Herr," antwortete ich, „ich kann Ihnen einen Menschen mit solchen Kenntnissen bringen, doch muß ich vorher wissen, wie lange Sie Ihren Sohn auf Reisen zu schicken gedenken, ferner wohin er reisen soll, wieviel er unterwegs verzehren darf und welches Gehalt Sie dem Hofmeister geben wollen."

„Sie sollen alles erfahren," erwiderte er. „Ich gebe meinem Sohne nichts, denn er hat von einem Vetter ein großes Kapital geerbt. Er kann sechs- bis achttausend Taler jährlich für seine Reisen ausgeben und seinem Hofmeister sechshundert Taler bezahlen, solange unterwegs bleiben, wie er will, und

reisen, wohin es ihm beliebt. Ich will für ihn keinen Hofmeister haben, der ihn in Zucht hält, sondern der ihm Gesellschafter, Lehrmeister und Dolmetscher ist und ihm bei allen Vorfällen mit Rat und Tat zur Hand geht."

„Gut, mein Herr," war meine Antwort. „Ich bin selbst derjenige, der die gedachten Sprachen versteht, der einen guten Hofmeister abgeben kann und der die Stellung gern annehmen würde."

Der finnländische Kaufmann empfand eine große Freude darüber, in mir so unvermutet den gefunden zu haben, den er suchte. Er nahm mich mit in seinen Gasthof, engagierte mich als Hofmeister seines Sohnes und gab mir zweihundert Taler zur Beschaffung der notwendigen Kleider und Wäsche.

Als Klummadro — so hieß der Finnländer — mit der Erledigung seiner Geschäfte fertig war, gingen wir zu Schiff und traten unsere Reise nach Finnland an. Während der Fahrt litt ich an einer entsetzlichen Seekrankheit; doch verlor ich meine Unpäßlichkeit, sobald ich in Finnland festen Boden unter den Füßen spürte.

Herr Klummadro hatte sein Geschäft und sein Haus in Abo. In seinem Hause angelangt, kam uns sein Sohn entgegen. Er klagte über unerträgliche Schmerzen, wurde kränker und kränker, legte sich zu Bett und starb zum unsagbaren Kummer seiner Eltern am dritten Tage ganz plötzlich.

Da sein Vater hauptsächlich mit Blei, Eisen, Kupfer, Silber, Leder und Pelzwerk handelte, ihm

auch ein Buchhalter gerade fehlte, bot er mir mit Rücksicht auf die bereits bezahlten zweihundert Taler diese Stellung an, falls ich das Geld nicht zurückzahlen wollte, nachdem meine noch nicht begonnene Tätigkeit als Hofmeister ein so schnelles Ende gefunden hatte. Ich sah mich genötigt, als Buchhalter bei ihm einzutreten, wiewohl es mir fast als eine Schande erschien, ein Kaufmann zu werden; und dabei war es doch noch gar nicht lange her, daß ich ein ganz gewöhnlicher Soldat gewesen war. Da mich meine Arbeiten als Buchhalter nicht allzu sehr in Anspruch nahmen, machte ich mir sonstigen Zeitvertreib und legte mir unter anderem einen Garten an. Bei dessen Bestellung war Herrn Klummadros Tochter von ihrem Fenster aus meine ständige Zuschauerin. Nachdem aus meiner anfänglichen Spielerei im Laufe eines Jahres ein wunderbarer Obst- und Gemüsegarten geworden war, äußerte mein Prinzipal nicht nur seine volle Zufriedenheit, sondern ließ mir auch völlig freie Hand; ich durfte auf seine Kosten so viel Tagelöhner für den Garten halten, wie ich wollte, und alles anschaffen, was nach meiner Ansicht nötig war.

Cälia, die Tochter, war ein allerliebstes Mädchen von achtzehn Jahren. Ihr stetes Zusehen schien einen besonderen Grund zu haben; ich kannte ihn zwar nicht, vermutete aber, daß sie eine geheime Liebe für mich empfand. Da die Mutter aber sehr auf sie aufpaßte, so war bereits mehr als ein Jahr vergangen, ohne daß wir ein einziges Wort miteinander unter vier Augen gesprochen hatten.

Im Sommer und wenn das Wetter nicht zu unfreundlich war, hatte ich mein Nachtlager in einem aus Brettern zusammengesetzten Häuschen im Garten, das ich mir selbst gemacht hatte, um gleich nach dem Aufstehen den Tagelöhnern die nötigen Anweisungen geben zu können. In einer ganz besonders warmen Nacht legte ich mich gegen meine Gewohnheit nicht zu Bett, sondern setzte mich nur auf den grünen Rasen, lehnte den Rücken gegen einen Baum und dachte über den Lauf der Gestirne nach; plötzlich schien es mir, als ob ein weiß gekleidetes Gespenst auf mich zukäme.

Bisher hatte ich nur mit Menschen Umgang gehabt und keine Ahnung, wie man mit Gespenstern verkehrt. Ich sprang sogleich auf, lief in das Gebüsch und versteckte mich. Das Gespenst war verschwunden. Um nicht wieder solchen Begegnungen ausgesetzt zu sein, beschloß ich, in Zukunft stets in meiner Hütte zu schlafen. In der nächsten Nacht ließ mich aber die Angst nicht einschlafen, überall sah ich ein Gespenst, und jedes fallende Blatt erschreckte mich. Gegen Mitternacht erschien eine weiße Gestalt vor der Türe meiner Hütte. Regungslos und im höchsten Maße erschrocken blieb ich liegen. Weglaufen konnte ich nicht und nach Hilfe rufen, hätte mir nichts genutzt. Mit starren Augen sah ich also das Gespenst an, das also zu reden anfing:

„Herr Robinson, die schon seit einem Jahre in mir befindliche Begierde, mit Ihnen zu reden und Ihnen meine Neigung zu entdecken, habe ich auf keine andere Weise stillen können, als daß ich die

Nacht zu Hilfe nahm, meiner gestrengen Mutter entwischte und Sie nun aus dem Grunde meines Herzens bitte, mit mir Erbarmen zu haben."

Ich konnte mich vor Schrecken und Angst immer noch nicht rühren. Zwar hörte ich Worte, doch war mein Verstand nicht fähig, diese zu verstehen. Dabei bildete ich mir ein, einen leibhaftigen Geist vor mir zu sehen. Die Haare standen mir zu Berge, mein Herz klopfte, und ich konnte keinen Laut von mir geben.

Da begann der vermeintliche Geist von neuem: „Um des Himmels willen, Herr Robinson! Wollen Sie gegen die unglückliche Cälia unbarmherzig sein?"

„Wie, Sie sind die schöne Cälia?" fragte ich, wie aus tiefem Schlummer erwacht.

„Ja," antwortete sie, ich bin die unglückliche Cälia, die vor Seufzen und quälenden Flammen fast verschmachtet."

„Wieso, schöne Cälia," sagte ich, „haben Sie ein Fieber oder was fehlt Ihnen?"

„O," antwortete sie, „ich bin leidender, als wenn ich krank wäre und an einem hitzigen Fieber darniederläge."

„Worin besteht denn Ihre Krankheit? Was hat sie für eine Ursache und gibt es kein Mittel dagegen?" fragte ich sie.

„Ach, mein lieber Robinson!" antwortete sie seufzend.

„Das möge der Himmel verhüten," erwiderte ich, „daß ich die Ursache Ihrer Krankheit bin, die

Ihrer Angabe nach schwerer ist als ein Fieber! Wie geht das zu?"

„Ihr Anblick, mein liebster Herr Robinson," sagte sie, „hat mich krank gemacht. Ich liebe Sie von ganzem Herzen! Ich sehne mich nach Ihrer Gegenliebe und wünsche, daß Sie mich heiraten. Das ganze Jahr über habe ich danach getrachtet, Ihnen meine Liebe zu zeigen, denn ich erhoffte davon Linderung, wenn Sie wüßten, daß ich Sie liebte und sehnsüchtig nach Ihrer Gegenliebe verlangte. Meine gestrenge Mutter paßt aber so auf mich auf, daß ich weder Mittel noch Gelegenheit finden konnte, Ihnen meine Liebe zu offenbaren. Ich war ganz verzweifelt; schließlich aber ließ ich mich an einem Seile aus meinem Schlafzimmer herab, um den aufzusuchen, den meine Seele innig liebt."

Bei diesen Worten fiel mir Cälia zu Füßen und bat mich himmelhoch, ihr gewogen zu sein und ihr Herz nicht zu verschmähen, das sie mir so offen antrüge.

„Allerschönste Cälia," entgegnete ich, nachdem ich sie vom Boden aufgehoben hatte, „Sie haben gar keine Ursache, mich erst um meine Gegenliebe zu bitten; mein Herz schlägt nur für Sie und verehrt Sie schon lange als eine tugendhafte Schöne."

„Darf ich das wirklich glauben?" fragte das Mädchen.

„Warum nicht?" antwortete ich, indem ich sie umarmte und mehrmals küßte; dann sagte ich: „Ich liebe Sie herzlichst und freue mich aufrichtig,

da ich aus Ihrem holdseligen Munde erfahre, daß mich die Schöne liebt, die ich schon lange mit Ehrfurcht anbete."

Cälia antwortete kein Wort. Sie lehnte sich an mich, und ich hatte große Mühe, sie festzuhalten, damit sie nicht hinfiel und ich an ihr eine üble Tat beging. Ich mußte sie mehrmals mit ihrem Namen rufen; in meiner Angst fiel mir nämlich ein, daß meine Stiefmutter mir erzählt hatte, sie müßte, obwohl sie damals noch nicht getraut waren, mit meinem Vater in einem Bett schlafen, damit sie ihn bei seinem Namen rufen könnte, wenn er schwer träumte und sich durch lautes Schreien von diesen Träumen zu befreien suchte. Diese Erzählung meiner Stiefmutter fiel mir eben jetzt also ein, und die gewollte Wirkung trat auch ein: nach dreimaligem Rufen kam Cälia zu sich und sagte:

„Ach, mein Erretter! Ich lag infolge Ihrer Küsse in einer tiefen Ohnmacht und würde vor Liebe gestorben sein, wenn Sie mich nicht zum Leben erweckt hätten. Oh, was empfinde ich für ein beglückendes Gefühl bei Ihren süßen Liebesküssen! Ich war vor Liebe und Wonne fast tot. Wie sanft und schön muß nun erst der wahre Tod sein!"

„Nein, meine liebe Cälia," rief ich, „sterben sollen Sie nicht. Der gütige Himmel helfe uns vielmehr, daß Sie meine Liebe noch oftmals so beglücke, daß ich Ihre vor Entzücken ermüdeten Geister durch die Nennung Ihres Namens wieder zu sich bringen kann!"

In diesem Augenblick rauschten die Blätter der Bäume, die um meine Hütte standen. Das verursachte mir große Angst. Vielleicht, dachte ich, hat die Mutter Cälia vermißt, ist ihr nachgeschlichen, trifft uns beieinander und vermutet nicht nur, ich hätte ihre Tochter verführt, sondern läßt mich auch als großen Missetäter trotz meiner völligen Unschuld bestrafen. Diese Gedanken dämpften die Flammen meiner Leidenschaft.

„Ach, meine einzige Cälia," sagte ich, „wenn wir nur nicht verraten sind! Wenn nur Ihre Mutter Sie nicht vermißt hat, Sie sucht und uns hier beisammen findet!"

„Nein, nein, mein bester Herr Robinson," suchte sie mich zu beruhigen, „ich habe einen Riegel vor die Schlafstube meiner Mutter geschoben, deren Fenster auf die Straße gehen, so daß sie unmöglich heraus kann, ehe ich wieder oben bin. Sie wird auch nicht vermuten, daß ich mein Bett verlassen habe und mich bei meinem geliebten Robinson befinde. Von meiner Mutter haben Sie also keine Ueberraschung zu befürchten."

Nun war ich ruhig, lobte Cälias Vorsicht und wurde mit dem Umarmen und Küssen etwas freier und dreister.

„Ach, mein Geliebter," sagte Cälia endlich, „die Zeit ist kostbar, und ich weiß nicht, wann ich wieder so glücklich sein werde, mit Ihnen unter vier Augen heimlich sprechen zu können. Erklären Sie mir also: lieben Sie mich und wollen Sie mich heiraten?"

Einem Mädchen etwas abschlagen, verstößt gegen die Höflichkeit. Ich glaubte daher bestimmt, daß mancher in seiner Höflichkeit mehr aus Ehrerbietung als im Ernst einem weiblichen Wesen, das ihn zu einer derartigen Erklärung auffordert, die Ehe verspricht. Ich hatte das Mädchen gern und küßte es auch gern, aber daran, es zu heiraten, dachte ich nicht im entferntesten. Da sie jedoch eine solche Erklärung von mir verlangte, glaubte ich gegen die Höflichkeit zu verstoßen, wenn ich ihr einen ablehnenden Bescheid gab, obwohl ich gleichzeitig an ihren Reichtum dachte, da sie ihrer Eltern einziges Kind war und dereinst ein großes Vermögen erbte.

Ich antwortete ihr also, daß ich sie, wenn sie mir treu bliebe, zeitlebens lieben und nur sie heiraten würde; doch wäre ich im Zweifel, ob ihre Eltern sie mir, einem Ausländer, zur Frau geben würden.

„Dazu werde ich meine Eltern schon überreden," erwiderte sie. „Lassen Sie mich nur dafür sorgen."

Ich war damit einverstanden; wir versprachen uns also gegenseitig die Ehe, gelobten uns, niemals voneinander zu lassen, und küßten uns, bis ich schließlich Cälia ermahnte, ihr Schlafzimmer wieder aufzusuchen, da das Gesinde sehr bald aufstehen würde. Wir nahmen Abschied; ich begleitete sie bis ans Fenster, aus dem eine Strickleiter bis auf

den Boden niederhing. Cälia stieg hinauf und zog die Strickleiter nach sich. Kaum war ich wieder auf dem Weg nach meiner Hütte, als mir die Magd, die das ganze Hauswesen besorgte, entgegenkam und zu mir sagte:

„Herr Robinson! Mit großer Verwunderung habe ich alles, was zwischen Ihnen und der Tochter des Hauses vorgegangen ist, gesehen und gehört. Wenn Herr Klummadro und seine Frau nur das Geringste davon erfahren, so werden sie nicht nur Cälia krumm und lahm schlagen, sondern auch Sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagen. Außerdem werden es ihre Eltern niemals zugeben, daß sie einen Ausländer heiratet, ganz abgesehen davon, daß sie schon einem anderen versprochen ist. Wenn es die Eltern aber wider Erwarten dennoch erlauben würden, so wären Sie nur zu bedauern, an ein solches Geschöpf gekettet zu sein."

„Rosa," antwortete ich, „ich kann es nicht leugnen, was Sie gesehen und gehört haben. Aber ich habe Cälia keine Gelegenheit dazu gegeben, und wenn sie mir auch ganz gut gefällt, so würde es mir lieber gewesen sein, wenn sie heute Nacht nicht zu mir gekommen wäre und sich nicht einer solchen Gefahr ausgesetzt hätte. Wie konnte sie mir aber versprechen, mich zu heiraten, wo sie doch schon einen anderen Bräutigam hat? Wer ist das denn?"

„Der Knecht Jost," erwiderte die Magd, „der mit ihr vor zwei Jahren etwas vorgehabt hat. Die Eltern schlugen sie damals halbtot, und man zweifelte

allgemein an ihrem Aufkommen. Sie wurde aber gesund; die Eltern versprachen sie Jost zur Ehe und erklärten ihn öffentlich als ihren Schwiegersohn und Erben ihres Vermögens. Wie will Cälia also einen anderen heiraten können und wie würden Sie hinter das Licht geführt sein, wenn Sie eine Geschwächte zur Frau bekommen hätten! Herr Robinson, wenn Sie ein treues und redliches Mädchen zur Frau haben wollen, so nehmen Sie mich. Ich bin zwar hier nur eine Magd, aber ich stamme aus vornehmem Geschlecht; ich bin die Tochter eines venetianischen Nobile, habe meiner Stiefmutter wegen Venedig verlassen und bin solange herumgereist, wie das mitgenommene Geld ausreichte. Dann bin ich aus Not hier in Dienst getreten und werde hier bleiben, bis ich so viel gespart habe, um wieder nach Venedig zu gelangen."

Bei diesen Worten sah ich mir Rosa genauer an und fand sie schöner und vornehmer, als es sonst bei Mägden üblich ist. Ich konnte noch nicht antworten, als Rosa schon fortfuhr:

„Ich heiße Julietta und stamme aus der Familie des Herzogs Bertuccio Valiere. Mein Vater heißt Francesco Bertuccio, und meine verstorbene Mutter war die einzige Tochter des Sylvester Morosini. Mein Vater vermählte sich bald nach ihrem Tode mit einer nahen Verwandten des genuesischen Herzogs Bandinelli Negroni, die von mir verlangte, ich sollte einen deutschen Edelmann heiraten, der sich in Venedig aufhielt und sich in mich verliebt hatte. Da ich den Edelmann aber haßte und deshalb mich

weigerte, ihn zu heiraten, so erging es mir zu Hause schlimm. Meine Stiefmutter wollte mich aus den Augen haben, hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil sie nach meinem Vermögen trachtete. Da ich mich ihrem Verlangen also widersetzte, so behandelte sie mich so, daß ich es nicht ertragen konnte; endlich fand ich Mittel und Wege zur Flucht. Ich zog mir ein Kleid unserer Magd an, steckte meine Schmucksachen und so viel Geld, wie ich habhaft werden konnte, ein und gelangte bis Holland. Daselbst kam ich um meine geringe Habe; man hatte meine Kammer erbrochen und mir alles geraubt, was ich besaß. Ich ging auf ein Schiff und fuhr hierher, wo ich bei Herrn Klummadro in Dienst trat. Seit drei Jahren lebe ich hier. Mein Vermögen ist mir geblieben und beläuft sich auf dreißigtausend venetianische Dukaten. Wenn Sie nun also von Ihrer Liebe zu Cälia ließen und so viel Geld hätten, daß wir nach Venedig reisen könnten, so wollte ich Ihnen mein Herz und mein Vermögen zu eigen geben; Sie würden mit mir besser als mit Cälia leben können."

„Julietta," antwortete ich nach einer kleinen Pause, „ich schätze mich glücklich, daß ich eine so hohe und schöne Dame, wenn auch in armseliger Kleidung, treffe und in der Lage bin, Ihnen helfen und Sie nach Venedig begleiten zu können. Soweit wird mein Vermögen schon reichen."

„Gut, mein Herr," sagte Julietta. „Wollen Sie aber wirklich etwas für mich tun, ist es Ihr ernster Wille, sich meiner auch in Venedig anzunehmen und wollen Sie mich heiraten?"

„Meine liebe Julietta," erwiderte ich, „ich will es, da ich eine so schöne, reiche und tugendhafte Dame zur Frau bekommen soll. Wollen Sie mir aber auch treu sein und mich nicht von sich weisen und einen anderen heiraten, wenn wir in Venedig angelangt sind?"

„Lieber Herr Robinson," antwortete sie, „ich schwöre es bei dem großen Gott des Himmels und der Erde, daß ich Sie weder verlassen noch einen anderen lieben werde, solange ich lebe; kein anderer als Sie allein soll mich und mein Vermögen besitzen."

Nun schwuren wir uns ewige Treue. Julietta löste das Kopfband, mit dem sie ihre Haare zusammengebunden hatte, und nahm einen Ring heraus. Diesen steckte sie mir zum Zeichen ihres Treuegelübdes an den Finger. Der Ring war über hundert Taler wert, obwohl er nur einen einzigen Diamanten hatte. Ich trug einen Ring mit einem Krötenstein, den ich ihr in Ermangelung eines besseren verehrte.

Julietta hielt es für richtig, unser Geheimnis Herrn Klummadro zu entdecken; vielleicht würde er uns auf einem seiner Schiffe nach Venedig fahren lassen. Ich war damit einverstanden und stand noch mit Julietta zusammen, als Herr Klummadro in den Garten kam und die Magd, die man im Hause vermißte, suchen wollte. Julietta saß neben mir, und der Herr rief, als er sie so sah: „Rosa, was hast du hier zu tun? Weißt du nicht, wozu du da bist?

Mit den Männern dich herumtreiben, möchte dir wohl gefallen! Pack dich an deine Arbeit!"

Ohne ein Wort zu erwidern, blieb Julietta sitzen; ich aber erzählte Herrn Klummadro von ihrer Herkunft, ihrem Schicksal und unserem gemeinsamen Entschluß, nach Venedig zu fahren, und bat ihn, uns die Ueberfahrt auf einem seiner Schiffe zu gestatten.

Klummadro konnte sich nicht genug wundern, daß er und seine Familie von der Tochter eines venezianischen Nobile bedient worden waren. Er war gern bereit, uns nach Venedig fahren zu lassen, und kam seiner bisherigen Rosa, nunmehrigen Julietta mit großer Ehrerbietung entgegen, versprach uns auch so viel Geld, wie wir benötigten. Nachdem er uns verlassen hatte, um seiner Familie die merkwürdige Geschichte zu erzählen, sagte Julietta zu mir:

„Sehen Sie, mein einzig geliebter Robinson, was doch auf der Welt die Einbildung vermag!" Solange ich Klummadros Magd war, wurde ich niedrig und gering geachtet. Die Frau hat nicht einmal an meinem Wesen und meiner Gestalt gemerkt, daß etwas Vornehmes an mir war. Jetzt aber, da man hört, welchen Standes und Herkommens ich bin, erkennt man plötzlich meine eigentliche Würde. Man erweist mir große Ehrerbietung; während man mir bisher gewiß nicht den Lohn für ein Vierteljahr im voraus gegeben hätte, aus Angst, daß ich davonlaufen würde, bietet man mir

jetzt alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten an. Ja, ja, vornehmer Stand und hohes Herkommen macht geschickt, klug und weise und gibt Ansehen, Geld dagegen Kredit und Glauben."

Letzteres hatte ich auch schon an mir selbst erfahren; daher konnte ich ihr mit gutem Gewissen beipflichten und sagte: „Wohl uns, meine liebe Julietta, daß Ihr Stand Ihnen Achtung verschafft und die Ehrerbietung Ihnen Kredit und Glauben gebracht hat. Ohne Ihnen schmeicheln zu wollen, behaupte ich, daß unter Ihren geringen Kleidern doch Ihre Schönheit und Ihr vornehmer Stand hervorleuchten. Sie kommen mir vor wie eine Rose unter den Dornen, eine Perle unter den Eckern, ein Diamant unter Kieselsteinen."

Während wir noch miteinander sprachen, fanden sich im Garten alle Mägde und Tagelöhner ein; sie sperrten Mund und Nase auf, als wenn sie Julietta noch niemals gesehen hätten. Wir mußten heimlich lachen, als eine Magd zu einer anderen sagte: „Rosa ist mir stets hochmütig und eingebildet vorgekommen." „Nein," erwiderte die andere, „das kann ich nicht sagen; wenn sie sich an- und auskleidete, konnte ich mich nicht genug über ihre wunderbare Gestalt wundern. Sieh sie dir nur genauer an; sie sieht ganz echt venezianisch aus! Der Adel blitzt ihr aus den Augen, sie ist eine vornehme Person." Ein Arbeiter sagte zu einem anderen: „Mein Vetter erzählte neulich, er hätte eine Frau in einem fremden Lande gekannt, deren Glieder jedes einzelne von ihrem Manne auf hun-

dert Taler geschätzt worden wären; diese Rosa ist aber gewiß noch viel mehr wert." Alle diese Leute betrachteten uns mit großem Interesse, als Frau Klummadro erschien und ihre ehemalige Rosa als eine standesgemäße Edeldame bewillkommnete.

Sie führte Julietta in das Haus, wo ihr ein besonderes Zimmer eingeräumt wurde. Herr Klummadro hatte Schuster und Schneider kommen lassen, die bereit standen, dem gnädigen Fräulein zu Kleidern und Stiefeln Maß zu nehmen. Julietta schickte sie aber unverrichteter Sache wieder fort. „Ich will," sagte sie, „in Männerkleidern mit meinem Bräutigam auf die Reise gehen, wozu ich meine besonderen Gründe habe. Ich werde einen Anzug von meinem Bräutigam anziehen und unerkannt nach Venedig kommen."

Herr Klummadro fragte sie, wieviel Geld sie brauchte.

„Viel Geld werden wir nicht nötig haben," antwortete sie; „denn sobald wir in Venedig sind, bekommen wir Geld. Wenn Sie uns etwa dreihundert venezianische Dukaten geben wollen, wird es genug sein."

Er gab ihr die verlangte Summe und bot ihr außerdem von seinen Waren an. Sie nahm nur etwas kostbares Rauch- und Lederwerk.

Nun machten wir uns reisefertig, mußten aber noch einige Wochen warten, bis das Schiff auslaufen konnte, mit dem wir nach Venedig fahren wollten. Inzwischen erregten wir in Abo und Um-

gegend die allgemeine Aufmerksamkeit; jeder wollte die edle Venetianerin sehen, die wegen der Behandlung seitens ihrer Stiefmutter davongelaufen war und niedrige Mägdedienste verrichtet hatte. Es gab große Gesellschaften, bei denen Julietta die Hauptperson war.

Endlich kam der Tag der Abreise. Wir nahmen von Herrn Klummadro und seiner Familie sowie allen Bekannten Abschied und verließen Finnland. Die Fahrt ging geradenwegs nach Stockholm, wo verschiedene finnländische Waren ausgeschifft und andere eingeladen wurden.

Drei Tage lagen wir im Hafen von Stockholm, da der Kapitän nicht schneller mit dem Einladen der Waren fertig wurde. Wir sahen uns die Stadt an und fanden viele Sehenswürdigkeiten, vor allem das Königliche Lustschloß Königsör.

Als alles zur Abfahrt fertig war, hatten wir unvermutet ein eigenartiges Erlebnis. Ich war ausgegangen, um noch etwas einzukaufen, blieb zwei Stunden fort und eilte wieder auf das Schiff, als man mir zu meiner größten Ueberraschung die Mitteilung machte, eine fremde Dame hätte meine Julietta mitgenommen. Ich dachte, Julietta hätte auch noch Einkäufe machen wollen und wäre mit einer mir unbekannten Fremden fortgegangen. Den ganzen Tag wartete ich; es wurde Abend, Julietta kam nicht; gegen Morgen erschien dagegen ein Junge, der mir einen Brief überreichte, in dem folgendes stand:

„Komm eiligst unter das Fenster, zu dem dich dieser Bote führen wird. Nimm einige Leute mit: man hält mich gefangen."

Ich hatte einen nicht geringen Schrecken. Mit einigen Matrosen und dem Kapitän folgte ich dem Jungen, der uns zu einem abgelegenen Ort führte. Julietta stand an einem Fenster und rief mir zu: „Eile dich, mich zu erretten, man will mich nach der Insel Alandia entführen!" Wir gingen um die Straßenecke und sahen vor dem Hauseingang einen Wagen stehen. Ich fragte, wem das Haus gehörte; man antwortete, einem Offizier, der es an verschiedene Leute vermietet hätte.

„Wer wohnt im zweiten Stock?" fragte ich.

„Ein fremder Reisender, namens di Fracco," war die Antwort. „Er hat sich hier schon längere Zeit aufgehalten."

Wir ließen uns den Eingang zeigen und klopften an. Ein gutgekleideter Mensch kam heraus; wir drangen mit Gewalt ein, zumal auch Julietta sichtbar wurde und mir zurief: „Robinson, hilf mir und errette mich!"

Der Fremde und meine Leute kamen ins Handgemenge; doch verbot ich ihnen, Gewalt anzuwenden, und sagte: „Was ist das für eine Art, fremde Mädchen zu rauben? Gibt es keinen König, keinen Statthalter, keine Obrigkeit, die einen Mädchenräuber festnehmen und ihn bestrafen? Geht," fuhr ich zu den Matrosen gewendet fort, „und

meldet diesen Mädchenraub der Behörde, damit sie den Verwegenen bestraft."

Da der Fremde merkte, daß es mir damit ernst war und die Sache für ihn unangenehm werden konnte, antwortete er sogleich: „Mein Herr, verzeihen Sie mein Betragen, zu dem mich nur die Liebe veranlaßt hat. Ich sah diese Julietta Bertuccio gestern unvermutet. Ihre Schönheit bestrickte mich. Ich erkundigte mich bei Ihren Leuten nach ihr und erfuhr, daß es dieselbe schöne Dame wäre, die ich schon vor einigen Jahren bewundert hatte. Leider habe ich zu spät bei ihren Eltern um sie angehalten; denn als ich sie deswegen aufsuchte, mußte ich zu meinem großen Kummer hören, daß sie aus ihrem Vaterhause geflohen wäre und niemand wüßte, wo sie sich aufhielte. Trotzdem erhielt ich von ihren Eltern das Jawort, und ich sollte sie zur Frau bekommen, sobald sie wiederkäme. Deshalb lasse ich es darauf ankommen und werde Julietta nicht eher verlassen, als bis ich sie nach Venedig gebracht habe. Was dann ihre Eltern tun wollen, soll geschehen."

Wenn die Dinge wirklich so lagen, wie der junge Mann sagte, so lag meine Heirat mit Julietta in weiter Ferne, und dieser Prätendent war möglicherweise glücklicher als ich.

„Mein Herr," sagte ich nach kurzer Pause, „wenn es sich wirklich so verhält, wie Sie behaupten, so möchte ich nur wissen, warum Sie nach der Insel Alandia und nicht nach Venedig fahren wollten. Daß ich Julietta nach Venedig bringe, geschieht mit

ihrer Einwilligung; daß Sie sie aber hier erst gefangen halten und dann entführen wollen, geschieht gegen ihren Willen. Ich werde also unserem Entschluß gemäß mit ihr auf dem Schiffe nach Venedig fahren und kann es Ihnen nicht verwehren, wenn Sie denselben Weg wählen und Ihr Glück in Venedig versuchen."

„Wir werden uns in Venedig wieder sprechen," antwortete der Fremde; „ich werde dorthin kommen, und sollte es mich mein ganzes Vermögen kosten."

Darauf ließ ich ihn stehen und führte Julietta auf das Schiff. Wir setzten unsere Reise mit gutem Winde fort und gingen erst in Kopenhagen vor Anker, wo verschiedenes für den Kapitän zu tun war. Vier Wochen mußten wir hier bleiben, da Julietta schwer krank wurde. Sie klagte über große Hitze und Kopfschmerzen und mußte zu Bett liegen. Es wurde immer schlimmer mit ihr und hatte fast den Anschein, als ob sie sterben würde. Sie nahm sogar schon von mir Abschied. Als alle Hoffnung auf Genesung schwand, besserte sich ihr Zustand plötzlich. Nach wenigen Tagen war sie völlig gesund; wir schifften uns wieder ein und fuhren ab.

Auf der offenen See sahen wir eines Tages verschiedene Meerwunder und seltsame Luftzeichen. Der Schiffskapitän schüttelte den Kopf; wir kannten den Grund nicht, mußten ihn aber schon nach kurzer Zeit erfahren.

Der Kapitän versuchte, in den Hafen einer kleinen Insel einzulaufen, weil er glaubte, wir

gingen einer großen Gefahr entgegen und würden nur da vor einem Schiffbruch sicher sein. Es erhob sich aber plötzlich ein gewaltiger Sturm, der uns von den anderen Schiffen trennte, die mit uns Kopenhagen verlassen hatten. Einen Seesturm zu beschreiben, dürfte zu weitläufig werden; ich will nur das sagen: der Sturm wurde so heftig, daß das Schiff dem Steuer nicht mehr gehorchte und wir den Wellen preisgegeben waren. Die Maste brachen, die Wogen ergossen sich über das Schiff, die Matrosen kamen nicht von den Pumpen fort, und wir sahen den Tod vor Augen. Jeder verrichtete sein Gebet und befahl sich seinem Schöpfer ohne jede Hoffnung, jemals das feste Land wieder betreten zu können.

Julietta war die einzige, die mit unerschrockenem Mut ausharrte. Sie sah meine Bestürzung und liebkoste mich. Die Todesangst aber machte mich dagegen unwillig, so daß ich sie von mir stieß. Ich fiel auf meine Knie nieder und betete. In diesem Augenblick gab es ein gewaltiges Krachen: das Schiff war auf einen Felsen aufgefahren. Jedermann suchte nach einem Brett oder einer Stange, um sein Leben zu retten, da das Schiff mitten entzwei geborsten war. Das Vorderteil des Schiffs aber saß fest, so daß wir auf dasselbe unter großen Gefahren hinüberklettern konnten. Wir klammerten uns an, so gut es ging, und jeder dachte nur an seine Rettung. So lieb ich auch Julietta hatte, so lag mir in diesen Augenblicken doch nichts daran, ihr Leben zu retten, um das meine zu verlieren;

in meiner Angst und Not verging mir alles Denken an meine Liebe.

Drei Tage verbrachten wir so mitten im Meere auf dem Wrack. Da das Schiffshinterteil, in dem sich unser Proviant und das Trinkwasser befanden, fast ganz unter Wasser lag, hatten wir weder zu essen noch zu trinken. Wir mußten alle Kräfte anstrengen, um uns festzuhalten, und um nicht von den haushohen Wellen, die uns mit ihrem Naß überschütteten, weggespült zu werden. Gott verlieh Julietta, ihrer mitgenommenen Magd und mir fast übernatürliche Kräfte; denn nach und nach wurden alle Matrosen, zuletzt auch der Kapitän fortgespült; nur wir drei blieben fest an unseren Plätzen, an denen wir uns angebunden hatten.

Am vierten Tage endlich ließ das Brausen der Winde und der Wellen nach, und der Himmel klärte sich auf, so daß wir den Gebrauch der Augen und Ohren wiederbekamen, während wir uns vorher nicht hatten sehen und verständigen können.

Wir blickten um uns und bemerkten, daß wir auf festem Lande saßen. Die Sonne kam hervor, und nach Verlauf einer halben Stunde waren unsere durchnäßten Kleider getrocknet. Ich half nun Julietta und ihrer Magd von dem Wrack herunter und brachte sie glücklich auf das Festland, wo sie wie tot umsanken. Die Liebe bewog mich, ihnen nach Möglichkeit zu helfen; ich ging zu dem Wrack zurück und war so glücklich, eine Axt zu finden, mit der ich ein Weinfaß öffnete. Den Wein goß ich

den beiden Ohnmächtigen über das Gesicht. Das hatte mir die Verzweiflung eingegeben; gottlob war es von Nutzen, denn Julietta und ihre Magd kamen wieder zum Bewußtsein.

Das Schiff war seltsam geborsten; Vorder- und Hinterteil sahen wie zwei Häuser aus, die uns bei Regen und Wind als Unterschlupf, und gegen feindliche Insulaner und wilde Tiere zum Schutz dienen konnten. Als wir nun beratschlagten, was aus uns werden sollte, sagte Julietta: „Mein Robinson, mich hungert; ich sollte meinen, es würde uns schmecken, wenn wir etwas zu essen bekämen."

„Geliebte Julietta," antwortete ich, „ich will nachsehen, ob ich auf dem Schiff etwas Eßbares finde."

Ich durchsuchte sogleich das Schiff und fand mehrere Fässer Zwieback, geräuchertes und eingesalzenes Fleisch, Fische, Mehl, Butter, Tran, Fett, Oel, Käse, Wein, Branntwein, Salz, Honig, Essig, Zucker, Gewürz, getrocknetes Gemüse, Gewehre, Pulver und Blei. Von unserem Hab und Gut hatten wir nichts verloren, nur das Leder- und Pelzwerk war durch das eingedrungene Seewasser verdorben.

Darauf holte ich Holz herbei; da wir einen großen Vorrat von Geschirr und Küchengerät hatten, machte ich Feuer an und setzte Fleisch, Fische und Gemüse auf. Unterdessen mußte die Magd unter meiner Hilfe die Kajüte reinigen, die ziemlich unversehrt erhalten war, während Julietta

anordnete, wo alle Möbel stehen sollten. Auf die Weise bekamen wir ein wohnliches kleines Zimmer.

Nach dem Essen verschlossen wir die Kajütentür, jeder nahm ein Gewehr neben sich, und wir schliefen sorglos ein. Nach mehreren Stunden erwachten wir gestärkt und dankten Gott, daß er uns bis hierher so gnädig geholfen hatte.

Am dritten Tage mußten wir uns nach frischem Wasser umsehen, das auf dem Wrack nicht mehr vorhanden war.

Bei oberflächlichem Hinschauen bemerkten wir auf dem festen Lande, das wir nun bewohnten, in der Ferne nur einzelne wenige Bäume, die, wie wir hofften, vielleicht eßbare Früchte trügen. Das Schiff wollten wir aus Angst vor einem Ueberfall seitens wilder Insulaner nicht allein lassen; andererseits aber durften wir uns auch nicht voneinander entfernen, damit uns nicht ein Unglück begegnete. So wollte ich denn allein gehen, um Wasser zu suchen, und schloß Julietta und ihre Magd Gabriele in die Kajüte ein. Ich versorgte sie mit Lebensmitteln, Gewehren, Pulver und Blei und begab mich, ebenfalls mit Eßwaren, einem Gewehr und zwei Weinschläuchen versehen, in das Land hinein. Eine ganze Stunde war ich bereits gegangen, als ich mich auf einer Höhe befand, hinter der ein Tal lag, voll von Vögeln, vierfüßigen Tieren und fruchttragenden Bäumen. Menschen waren dagegen gar nicht zu sehen. In dem Tal fand ich mehrere Quellen, aus denen ich meine Schläuche füllte. Dann steckte ich

einige von den Baumfrüchten zu mir, die sehr stärkend waren, und schnitt Weintrauben ab, die dort in Fülle wuchsen. Eben wollte ich damit nach Hause gehen, als mir ein junges Böcklein über den Weg lief; ich ergriff es bei den Ohren, warf ihm einen Strick um den Hals und schleifte es hinter mir her. So langte ich wieder bei dem Schiff an, das ich im gleichen Zustande antraf, wie ich es verlassen hatte.

Julietta hatte eine große Freude, als sie hörte, was ich mitbrachte. Ich schlachtete das Böcklein, so kunstvoll ich es verstand, und verschaffte uns den ersten frischen Braten, der nach dem so lange genossenen eingesalzten Fleisch besonders gut mundete. Wenn wir auch genug Lebensmittel hatten, wollten wir doch Abwechselung haben, und besonders gelüstete es uns nach Vögeln, frischen Fischen und Brot. Was Julietta begehrte, suchte ich herbeizuschaffen, und die Not lehrte mich sogar das Bäckerhandwerk. Gabriele gab uns in allen Wirtschaftsangelegenheiten Unterricht. Ich baute einen Backofen, und wir backten nicht nur wohlschmeckendes Brot, sondern auch kleine fette Kuchen aus dem vorhandenen Vorrat von Butter, Fett, Rosinen, Salz, Zucker, Mandeln und Gewürzen.

Ferner entschlossen wir uns, gemeinsam auf den Fisch- und Vogelfang auszugehen sowie Früchte von den Bäumen zu sammeln. Wir versahen uns also mit allem Notwendigen und gelangten durch jenes Tal auf eine andere Anhöhe, auf der wir Wild und Vögel erlegten. Daselbst fanden wir Datteln, Mandeln und unbekannte Früchte, die von

ausgezeichnetem Geschmack waren. Soviel wir tragen konnten, nahmen wir mit und gelangten zu unserem Schiff zurück, wo wir uns ein so vorzügliches Mittagessen bereiteten, wie es kaum in den besten Gasthäusern zu haben war.

Wilde Tiere schien es auf der Insel nicht zu geben. Die Vögel glichen Wachteln, Rebhühnern oder jungen Hühnern. An vierfüßigen Tieren gab es Ziegen, Schafe, Karnickel und eine Art kleiner Kühe. Ein großer fischreicher See führte Aale und Hechte, und ein Bach versorgte uns mit den schönsten Krebsen. Die Bäume trugen Apfelsinen, Datteln, Mandeln, Wein, Kirschen, Aepfel und Nüsse, so daß es uns also nicht an Abwechselung bei unseren Mahlzeiten fehlte. Außerdem waren viele Kisten mit Kleidungsstücken von den Wellen ans Ufer gespült worden, so daß wir auch in dieser Beziehung auf Jahre hinaus versehen waren.

So verlebten wir vier Jahre auf der Insel; uns bekümmerte nur, daß wir trotz allem Ausspähen niemals ein Schiff sahen, das uns hätte mitnehmen können.

Eigentümlich war es, daß wir oftmals menschliche Fußspuren in der Nähe des Wracks fanden und trotzdem niemals eine lebendige Kreatur erblickten, die mit einem menschlichen Wesen Aehnlichkeit hatte. Doch erzählte mir Julietta eines Tages, sie hätte ihre Magd hinter einem Baum in enger Umarmung mit einem Meermanne gesehen. Weder Julietta noch ich wollten ihr deswegen Vor-

haltungen machen, da wir befürchteten, sie würde uns aus Rache durch ihren merkwürdigen Liebhaber Schaden zufügen.

Gabriele wurde inzwischen immer stärker und stärker. Sie versuchte zwar ihre Schwangerschaft zu verbergen, der Meermann aber fand sich, wie wir heimlich beobachteten, nun auch am hellen Tage bei ihr ein. Er brachte ihr Fische, Muscheln, Austern und Perlen mit. Man kann sich denken, daß wir über des Meermannes Anwesenheit nicht gerade erfreut waren. Als wir eines Tages eben beim Mittagessen saßen, kam er mit langsamen Schritten auf Gabriele zu, nahm sie auf den Arm und eilte mit ihr einem Gebüsch zu.

Der Meermann war von großer Figur; die Finger und Zehen waren wie bei den Enten durch Schwimmhäute verbunden; die Haut war wie bei den Fischen mit Schuppen bedeckt und die Haare außerordentlich lang. Im übrigen sah er aus wie ein Mensch, bis auf die Augen, die denen der Fische glichen. Nase und Ohren besaßen eine feine Haut, die auf- und zugetan werden konnte, wenn er sich unter Wasser befand. Seine Worte kamen wie ein Murmeln oder Brummen aus dem Munde. Er konnte ziemlich schnell laufen, besaß aber sonst nichts Menschliches; so vermochte er nicht zu lachen und gab kein Zeichen menschlicher Vernunft zu erkennen.

Als Gabriele nach ihrem Zusammensein mit dem Meermanne zu uns zurückkam, war sie sehr schüchtern; nach einer langen Pause sagte sie zu

Julietta: „Herrin! Sie werden sich vermutlich nicht wenig über meinen Verkehr mit dem Meermanne gewundert haben, ich muß Ihnen daher die näheren Umstände berichten. Als ich eines Tages an dem Ufer des Meeres entlang ging und nach etwaigen vorüberfahrenden Schiffen ausguckte, sah ich den Mann aus dem Meere seinen Kopf erheben. Ich blieb starr vor Staunen stehen. Wie der Blitz kam er auf mich zugeschossen, bemächtigte sich meiner und befriedigte seine fleischlichen Gelüste an mir. Schreien von meiner Seite wäre nutzlos gewesen; denn wer hätte mich gehört? Auch konnte ich mich nicht wehren; denn er packte mich so fest an, daß ich mich nicht zu rühren vermochte. Nun genoß er mich, nahm mir meine Jungfernschaft und machte mich schwanger. Als ich am nächsten Tage in meiner Kammer auf dem Schiff schlief, trat er plötzlich ein, rüttelte mich, so daß ich erwachte, und wiederholte seinen Angriff. Von da ab kam er jede Nacht zu mir und ging vor Tagesanbruch wieder fort. Da ich mich doch einmal von ihm schwanger fühlte, ließ ich ihn ruhig gewähren."

Der Meermann stellte sich in der Folge täglich bei uns ein, wie wenn er zu uns gehörte. Unsere Speisen und Getränke begehrte er nicht, so daß wir ihn tatsächlich weder essen noch trinken sahen; dagegen brachte er die schönsten und schmackhaftesten Fische aus dem Meere mit.

Julietta und ich hatten anfänglich die Absicht, den Meermann zu erschießen, damit er nicht weiter mit Gabriele Unzucht triebe; tatsächlich schoß ich

ihm auch in Gabrieles Abwesenheit eine Kugel auf den Rücken, die jedoch abprallte, ohne ihm Schaden zu tun. Infolgedessen trachteten wir ihm nicht mehr nach dem Leben.

Mittlerweile kam der Tag von Gabrieles Niederkunft heran; sie und das Kind starben während der Geburt. Bald darauf erschien der Meermann. Sobald er die tote Gabriele und das tote neugeborene Kind erblickte, erhob er ein entsetzliches Gebrüll, nahm Mutter und Kind auf den Rücken, ohne daß wir es ihm verwehrten, und stürzte sich mit ihnen ins Meer.

Hierauf lebten Julietta und ich vier Wochen ganz ungestört. Wir gingen stets zusammen auf die Jagd, den Fischfang und in den Wald, wenn wir Holz brauchten. Eines Tages war Julietta nicht ganz wohl; aus einem starken Frost und darauf folgender Hitze schloß ich auf ein heftiges Fieber. Zufällig mußte ich gerade an diesem Tage fortgehen, um Wasser zu holen. Ich schloß die Kajüte sorgfältig zu und verrammelte sie, damit Julietta nicht ein Unglück zustieße, mit leeren Fässern. Mit einem Sack und zwei Weinschläuchen versehen, ging ich landeinwärts, schöpfte Wasser, sammelte Früchte, fing ein ziemlich großes Kalb und schoß einige den Auerhähnen ähnliche Vögel, die meiner Erfahrung nach jährlich nur einmal auf die Insel kamen.

Mit meiner Beute eilte ich nach Hause; die vor die Kajüte aufgebauten Fässer waren beiseite geschoben, die Tür erbrochen und der Meermann

eben dabei, auf Julietta loszugehen. Er ließ sich auch von mir nicht zurückhalten, bis ich einen festen Stock ergriff und damit auf ihn losschlug. Er wehrte sich, und es kam zum Handgemenge zwischen uns. Dabei würde ich vermutlich wenig ausgerichtet haben, da seine Haut so glatt war, daß ich ihn nicht festhalten konnte; ich würde ganz sicher von ihm überwältigt worden sein, wenn ich nicht zu meinem Glück im gefährlichsten Augenblick einen langen Spieß erwischt hätte, den ich ihm derartig durch den Leib stieß, daß die Spitze am Rücken herauskam. Der Stoß brachte ihn zu Fall, er blutete sehr, brüllte laut auf und gab nach Verlauf einer Stunde kein Lebenszeichen mehr von sich.

Julietta war halbtot vor Schreck, aber sehr erfreut, als sie den Meermann tot zu unseren Füßen liegen sah, von dem wir nun weiter nichts zu fürchten hatten. Da wir aber neugierig waren, ob der Meermann ebenso beschaffen wäre wie ein Mensch, schnitt ich ihn auf und fand, daß seine Rippen und Gebeine Fischgräten, aber keine Knochen waren und seine Eingeweide denen von Fischen glichen. Darauf gruben wir ein tiefes Grab und verscharrten ihn.

Julietta und ich lebten auf der einsamen Insel nicht etwa mit dem unvernünftigen Vieh um die Wette, da Julietta sehr keusch und züchtig war. Sie erlaubte mir keine Freiheiten außer einem Kusse und wollte nie auf meine Liebesanspielungen eingehen.

„Verlangen wir nicht Gottes Hilfe?“ fragte sie mich, und als ich das bejahte, fuhr sie fort:

„Also dürfen wir uns auch durch die fleischliche Vermischung unserer Leiber nicht verunreinigen."

So lebten wir also beide gewissermaßen in dem Stande der Unschuld. Keiner hatte gegen den anderen unreine Begierden; wir befleißigten uns vielmehr eines keuschen und tugendhaften Lebenswandels. Jeden siebenten Tag beteten wir zu Gott und trösteten uns mit Gottes Wort, da wir eine ganze Kiste voll Bibeln, Gesang- und Predigtbüchern auf dem Wrack gefunden hatten, die der Kapitän seinerzeit aus besonderen Gründen aus Upsala geholt hatte, als wir im Stockholmer Hafen lagen. Ich las also an jedem siebenten Tage eine Predigt vor; an diesem Tage ruhten wir unter Bewunderung der göttlichen Allmacht. Außerdem feierten wir Gott an jedem Morgen mit Lob- und Dankgebeten sowie christlichen Gesängen; dann aber gingen wir unserer Arbeit nach. Felder bebauen, säen, Gärten und Zäune anlegen und Viehherden zusammenbringen würde unnötige Arbeit gewesen sein, die wir uns nicht zu machen brauchten. Die Felder trugen eine Getreideart, aus der wir Mehl zum Brot- und Kuchenbacken gewannen, die Kühe, die ganz zahm und zutraulich waren, ließen sich melken, so daß wir Milch bekamen, Hülsenfrüchte, deren Samen wir mitgebracht hatten und die wir aussäten, wuchsen ohne zu graben und zu düngen. Wir ernteten auf diese Weise Reis, Hirse, Erbsen, Bohnen, Gurken, Salat, Linsen und Kohl in großem Ueberfluß; mit dem, was wir nicht für uns verbrauchten, lockten wir Vögel und vierfüßige

Tiere herbei, die ganz zahm um uns herumliefen. Im Tal fanden sich zudem allerlei Obstbäume, deren Früchte uns Abwechselung für unsere Tafel brachten.

Zum Zeitvertreib erbaute ich aus dem von uns nicht benutzten Vorderteil des zerbrochenen Schiffes und dem großen Brettervorrat auf vier hohen Pomeranzenbäumen ein geräumiges Haus; auf zwei Treppen, die sich auf dem Wrack ebenfalls vorfanden, konnten wir sicher und bequem hinaufsteigen und hatten so eine schöne Wohnung. Die andere Hälfte des Schiffes dagegen benutzten wir als Vorratsraum, während wir uns die Küche daneben einrichteten.

Als wir fünf Jahre auf der Insel gelebt hatten, ging ich eines Tages in das oben beschriebene Tal und war eben im Begriff, ein gefangenes Kalb nach Hause zu führen. Plötzlich kam eine Kuh auf mich zugelaufen, die mich so unsanft umstieß, daß ich kaum aufstehen konnte und nur unter großen Schmerzen nach Hause hinkte. Auf Juliettas Wunsch legte ich mich in mein Bett, während sie auch meine Arbeit für die Zeit übernahm. Allmählich wurde es mit mir besser, ich konnte mich bereits wieder aufrichten und von meinem Bauernhause aus Julietta bei ihrer Arbeit zusehen. Als sie eines Tages mit der Zubereitung unseres Mittagessens beschäftigt war, sah ich mit furchtbarem Schrecken, daß ein Meermann vom Ufer angelaufen kam, sie von hinten ergriff, zu Boden riß und sich ihrer bemächtigte. Ich wollte aufspringen und

Julietta retten, vermochte aber mein Lager nicht zu verlassen. Julietta schrie aus Leibeskräften, konnte sich des Mannes aber nicht erwehren, war genötigt, sich seiner Wollust zu fügen, und ich mußte zusehen, wie das unmenschliche Wesen meine Julietta notzüchtigte.

Nach vollbrachter Tat verließ der Meermann sein Opfer und begab sich wieder ins Meer, während Julietta unter großem Jammergeschrei zu mir gelaufen kam.

„Ach mein Gott," sagte sie, „ich Aermste habe mich einem ekelhaften Meermanne preisgeben müssen!" Dabei wollte sie sich die Haare ausraufen und konnte sich gar nicht beruhigen.

Ich muß bekennen, daß ich gegen Julietta von nun an nur noch wenig Liebe verspürte, nachdem ihr dieses Unglück zugestoßen war, zumal der Meermann tagtäglich wiederkam und sich ihrer stets bemächtigte, so oft er ihrer habhaft werden konnte; sie vermochte sich nicht vor ihm zu schützen. Gegen meinen Willen und ohne mein Wissen faßte aber Julietta den Entschluß, den Meermann bei seinem nächsten Wiederkommen zu ermorden; sie steckte daher ein zweischneidiges Messer zu sich, mit dem sie ihm den Leib aufschlitzte, so daß ihm die Eingeweide aus dem Körper traten und er sein Leben verlor.

Mir war es gleichgültig, was sie tat; denn ich war entschlossen, sie weder zu heiraten noch auch sie ehelich zu lieben, und wenn ich Zeit meines

Lebens hätte auf der Insel bleiben müssen. Natürlich ließ ich sie diese meine Gesinnung nicht merken.

Julietta hatte den Meermann in mehrere Stücke zerhauen und am Meeresufer aufgehangen, damit andere seiner Sippe, falls solche vorhanden waren, sich daran ein Beispiel nähmen und die Insel mit ihrem Besuche verschonten.

In dem Walde sah ich eines Tages einen großen, mir bis dahin noch nicht aufgefallenen Vogel, der einem Truthahn ähnlich war und beim Fliegen einen eigenartigen pfeifenden Ton hervorbrachte. Ich schoß nach ihm und verletzte ihm beide Beine, so daß er sich nirgends niederlassen konnte, sondern unruhig umherflatterte, bis er endlich seinen Weg nach dem Ufer zu nahm. Ich verfolgte ihn und fand am Ufer eine Meerfrau oder vielmehr ein junges Meermädchen. Ich stürzte auf das Wesen zu und ergriff es bei den Haaren; es entwischte mir jedoch und warf sich ins Meer. Seitdem habe ich derartige Meerwunder nicht mehr auf der Insel gesehen.

Im achten Jahre unseres gemeinsamen Lebens verfiel Julietta in eine sehr heftige Krankheit und gab schließlich nach langen Leiden ihren Geist auf. Der Verlust einer guten Kameradin, mit der ich über sieben Jahre zusammen gelebt hatte, ging mir außerordentlich nahe. Noch nie zuvor hatte ich Tränen vergossen, jetzt weinte ich wie ein Kind. Ich küßte ihre erblaßten Hände und erstarrten Lippen und wußte nicht, was ich beginnen sollte. Nach Stunden qualvollen Grübelns kam ich wieder

zu mir und beschloß, das mir von Gott auferlegte Schicksal mit Geduld und Standhaftigkeit zu ertragen und mich Gottes Willen zu fügen.

Ich entkleidete Julietta und wusch sie wie eine Leichenfrau, nahm eine der größten Kisten aus dem Schiff, in der das Pelzwerk zuvor eingepackt gewesen war und die die Länge eines Sarges hatte, legte Julietta in ihren besten Kleidern hinein, trug diesen Sarg in eine zurecht gemachte zwei Meter tiefe Grube und schüttete diese nach Absingung einiger Begräbnislieder wieder zu. Darauf errichtete ich auf dem Kopfende einen großen Pfahl, überzog ihn mit Lack, der wie Gold glänzte, wenn die Sonne schien, befestigte oben ein ebenfalls lackiertes Brett, auf dem folgende Grabschrift zu lesen war:

> Hier liegt begraben die schiffbrüchige Venezianerin Julietta Bertuccio, Tochter des venezianischen Nobile Francisco Bertuccio und Braut des kurländischen Robinsons, der sie, als er sie von Finnland nach Venedig begleiten wollte, hier nach einem Schiffbruch und siebenjährigem Aufenthalte auf dieser Insel verlor, sie unter diesem Pfahle begraben und zum ewigen Gedächtnis dieses Grabmal ihr zu Ehren aufgerichtet hat.

Vier Wochen lang trug ich tiefes Leid um meine Julietta; ich aß und trank nur Brot und Wasser und kam kaum aus meinem Bauernhause heraus; ich glaubte, ich würde verhungert sein,

wenn ich mich nicht endlich ermannt und entschlossen hätte, nunmehr auch wieder an mich zu denken. Zunächst richtete ich mein Haus nach meiner Bequemlichkeit ein. Alles, was Julietta gehört hatte und was mich an sie erinnerte, brachte ich in das Schiff und holte mir dafür alles, was ich brauchen konnte, in das Bauernhaus und in eine darunter angelegte Hütte, um alles nahe zur Hand zu haben.

Obwohl wir fast acht Jahre lang Fischtran gebrannt hatten, besaß ich doch noch einen großen Vorrat davon; ich schlief also niemals im Finstern, sondern erhellte mein Bauernhaus allnächtig mit achtzehn Lampen, damit die Mannschaft eines etwa vorüberfahrenden Schiffes auf mich aufmerksam und zum Landen auf der Insel veranlaßt würde. Mir schien es gleichgültig, von welcher Nation sie waren, denn ich glaubte bestimmt, ich würde ihre Sprache verstehen und von ihnen mitgenommen werden. Lebensmittel hatte ich auch genug im Hause, so daß ich deswegen nicht auszugehen brauchte; ich hatte einen Ochsen und ein Schaf geschlachtet, Vögel und Fische eingesalzen, sowie Obst, frisches Brot, Landfrüchte und Getränke zur längeren Aufbewahrung hergerichtet.

So lebte ich weitere drei Jahre in großer Einsamkeit, sah die ganze Zeit über kein menschliches Wesen und sehnte mich trotz allem Ueberfluß an Nahrungsmitteln nach Gesellschaft von meinesgleichen. Ohne Unterlaß betete ich deswegen zu Gott, ja, ich stürmte mit meinen Bitten und Gebeten gewissermaßen den Himmel. Und doch würde

ich damit nichts ausgerichtet haben, wenn Gott sich nicht in seiner unerschöpflichen Gnade meiner angenommen hätte.

Mitten in meiner Not hörte ich nämlich eines Nachts ein großes Getöse, wie wenn viele Leute miteinander sprachen, sowie das plötzliche Losgehen mehrerer Gewehre. Die unterste zu meinem Hause führende Treppe zog ich jeden Abend hoch, damit mich niemand unvermutet überfallen könnte; ich öffnete eines der Fenster und fragte ängstlich, wer da wäre. Diese Frage wiederholte ich in verschiedenen Sprachen und bekam endlich auf Lateinisch etwa folgende Antwort:

„Herr, wer Sie auch sind, hören Sie: wir sind Holländer, die im Begriff sind, nach Italien zu fahren; wir sind durch einen furchtbaren Sturm hierher verschlagen worden und haben ungefähr zwanzig Meilen von hier von der hohen See aus einen Lichtschein gesehen. Weil wir annahmen, dieses Land wäre bewohnt, sind wir hergekommen und wollen den Gouverneur bitten, hier Anker werfen, frisches Wasser einnehmen und uns gegen Tausch oder Bezahlung mit Lebensmitteln versehen zu dürfen. Ich selbst bin der Schiffsprediger und bitte Sie, da wir uns offenbar nur in der lateinischen Sprache verständigen können, uns mit Rat und Tat zu helfen. Ich für meine Person bin gern bereit, Sie reichlich dafür zu entschädigen."

„Mein Herr," antwortete ich, „können Sie sich dafür verbürgen, daß Ihr Schiffsherr sich an das

gebunden hält, was wir hier vereinbaren? Wie ist Ihr Name?"

„Ich heiße Dassappe," erwiderte jener, „bin von Geburt Venezianer und habe zu Leyden studiert, wo ich auch Schiffsprediger geworden bin. Wir sind in großer Not und versprechen Ihnen alles, was Sie wünschen, wenn Sie nur uns und den anderen Matrosen Essen und Trinken geben wollten. Es soll Ihnen zehnfach bezahlt werden; seit vier Tagen sind wir ohne jegliche Lebensmittel."

„So schwören Sie, Herr Dassappe," sagte ich, „daß Sie mir und dieser Insel nichts Böses zufügen werden und die Verantwortung dafür übernehmen, daß auch Ihre Leute mir keinen Schaden tun werden."

Dassappe sprach leise mit seinen Leuten und nach kurzer Zeit antwortete er: „Jeder von uns gibt Ihnen für seine Person hundert holländische Dukaten zum Pfande und wird morgen die Abrechnung vornehmen."

Damit war ich zufrieden. Das holländische Schiff war nicht an der Seite an den Strand gekommen, wo mein Wrack lag, und hatte dieses noch nicht entdeckt.

Ich ließ die Treppe hinunter, ging an die Tür, öffnete sie und nötigte Herrn Dassappe, in Begleitung eines seiner Schiffsherrn heraufzusteigen. Er und Herr Kaula, der Kapitän, schworen mir, was ich verlangte; sie sahen mich als ihren Lebensretter an.

Ich hieß sie bei mir willkommen und sagte dann zum Fenster hinaus: „Benehmt Euch als Freunde; sonst kommt niemand von Euch, und wenn die Schiffsbesatzung aus mehreren hundert Mann besteht, lebend von dieser Insel."

In jeder Hand hielt ich dabei eine gespannte Pistole. Die Fremden sahen beim Schein der vielen Lampen einen großen Vorrat von Lebensmitteln sowie etliche Flaschen Fruchtsaft und Branntwein. Es standen Schüsseln da mit Fischen, gekochtem und gebratenem Fleisch sowie Früchten, ferner Brot und Kuchen in großer Menge. Meinen beiden Gästen gab ich ein Gläschen Branntwein, Braten und Brot, und sie schworen mir einen Eid, mir alles zu bezahlen, mir und der Insel keinen Schaden zuzufügen und mich für meine Mühe zu belohnen.

Das ganze Schiffsvolk bestand, obwohl sie bei dem Sturm manche Verluste gehabt hatten, aus hundertachtundneunzig Mann. Sie mußten mir alle Gehorsam versprechen, und Kaula ließ als Bezahlung für die Lebensmittel, die ich austeilen würde, ein Fäßchen mit holländischen Dukaten in mein Baumhaus hinaufschaffen.

Da ich nun genügend Sicherheit hatte — ich wußte, daß gerade die Holländer Ehrgefühl haben und ihr gegebenes Wort nicht brechen — öffnete ich mein Lebensmittelmagazin. Jeder bekam auf Anordnung von Kaula und Dassappe, was er verlangte.

Wein und Branntwein erhielten sie nur in geringer Menge; doch konnte jeder seinen Hunger stillen, da ich gerade am Tage vorher gekocht, gebraten, gesotten und gebacken hatte. Als sie sich zum Schlafen auf ihr Schiff zurückzogen, gab ich jedem noch etwas mit auf den Weg.

Kaula und Dassappe blieben allein bei mir. Sobald es heller Tag geworden war, erzählte ich ihnen mein Schicksal und gab ihnen das Fäßchen Dukaten zurück, bat sie aber, mich mit nach Italien zu nehmen.

Kaula versprach mir das unter seinem Eide.

Zum Schlafen verspürten wir keine Lust, ließen uns vielmehr an der Tafel nieder, und ich setzte ihnen zu essen und zu trinken vor, was ich besaß. Ich versprach ihnen auch Lebensmittel für das ganze Schiff bis zur Ankunft in Italien. Im übrigen würde ich sie bewirten, solange sie auf der Insel bleiben würden, stellte aber die Bedingung, daß sie mir die Waren, die noch auf dem Wrack vorhanden wären, abkauften.

Auch das sagten sie mir zu.

Nun begab ich mich mit meinen beiden Gästen zum Ufer. Das ganze Schiffsvolk kam zum Frühstück an Land. Darauf sandte ich einige auf die Jagd und zum Vogelfang; andere mußten Fische fangen, Früchte sammeln, Wasser schöpfen, Holz hauen und die Küche besorgen.

Zum Andenken an meinen achtjährigen Aufenthalt auf der Insel bekam ich Lust, ein Denkmal zu errichten; deshalb ließ ich einen besonders großen

Baum fällen, überzog ihn mit Lack, und man fing an, an einem hohen Platze eine Grube zu graben, in der der Baum stehen sollte. Schon nach den ersten Spatenstichen stieß man auf einen Sarg, der geöffnet wurde. In ihm lag eine unverweste Leiche, ein bildschönes weibliches Wesen. Die Kleider waren Staub und Asche geworden, die Person selbst aber ganz frisch; daneben lag ein Täfelchen mit folgender Aufschrift:

> Dieses ist die heilige Jesomina, die auf dieser Insel mit ihrem Manne, dem Patriarchen Salipet, dreißig Jahre in freiwilliger Einsamkeit und Andacht Gott gedient hat. Am 13. des Christmonats 1703.

Hieraus war zu ersehen, daß die Leichen auf dieser Insel nicht verwesten, und ich wollte Julietta ebenfalls ausgraben und sehen, ob auch sie unverwest geblieben war. Wir gruben das Grab auf. Julietta lag darin genau, wie ich sie begraben hatte.

Ich beschloß, Julietta mit nach Italien zu nehmen, um mich durch ihren Leichnam zu legitimieren; sie hatte mir vor ihrem Ende nicht nur manche Geheimnisse erzählt, die sich von ihrer Jugend an zugetragen hatten, sondern mir auch ein eigenhändig geschriebenes Schriftstück eingehändigt, in dem sie mich zum Erben ihres ganzen Vermögens einsetzte; außerdem hatte sie mir einen Ort mitgeteilt, an dem sie etliche hundert Taler und verschiedene Schmucksachen vergraben hatte.

Dassappe sah es zwar nicht gern, daß ich einen solchen Entschluß gefaßt hatte; denn er glaubte, ein Schiff, das eine Leiche mit sich führte, erreichte nur in Ausnahmefällen das feste Land und erlitt unterwegs Schiffbruch. Weil er mir aber gefällig sein wollte, vereinbarten wir, heimlich die Leiche bei Nacht auszugraben und den Sarg ohne Wissen der Matrosen nach Italien mitzunehmen. Ohne daß jemand etwas merkte, gruben wir den Sarg aus und schafften ihn zu meinen anderen Sachen, die auf dem Schiff mit nach Italien fuhren.

Kaula blieb vier volle Wochen auf der Insel, da vierzig Mann infolge übermäßigen Essens und Trinkens krank geworden waren, deren Genesung erst abgewartet werden mußte. Inzwischen wurde täglich gejagt, gefischt, geschlachtet, das Fleisch eingesalzen und geräuchert und Wurst für die Fahrt gemacht. Wir verproviantierten uns also derartig, daß wir zwei solche Reisen machen konnten, wie wir vorhatten, und doch noch einen nicht geringen Vorrat übrigbehielten.

Kurz vor unserer Abreise mußte ich zu meinem großen Leidwesen die Erfahrung machen, daß unsere scheinbar besten Freunde oft unsere größten Feinde sind und uns heimlich nach dem Leben trachten. Eines Morgens war ich nämlich, ohne daß jemand etwas davon wußte, in der Kajüte meines Wracks und suchte mein Geld zusammen. Im Vorraum fanden sich Kaula und Dassappe ein. Da sie mich hier nicht vermuteten, wurde ich Zeuge folgendes Gespräches:

„Mein Lieber," sagte Kaula, „Robinson muß daran glauben; wir können unser Glück gar nicht besser machen. Der Kerl hat vermutlich viel Geld, ich werde auf der Jagd nach ihm schießen; sein Geld teilen wir uns dann."

„Ich habe Geld genug," antwortete Dassappe. „Sie sind außerdem doch auch reich genug, daß wir keine Ursache haben, uns eine Blutschuld auf den Hals zu laden. Ich will jedenfalls nichts von seinem Gelde haben; Ihnen steht es aber natürlich frei, zu tun, was Sie wollen."

„So hoffe ich," versetzte Kaula, „Sie werden mein Vorhaben nicht verraten und mir sein Vermögen nicht streitig machen, wenn ich ihm auf der Jagd wie zufällig eine Kugel durch den Kopf schieße."

„Einen Verräter werde ich nicht abgeben," sagte Dassappe; „doch muß ich nach den Pflichten meines geistlichen Amtes davon nach Möglichkeit abraten."

Mir wurde in der Kajüte angst und bange, und ich entschloß mich, Kaula zuvorzukommen, bevor er mich über den Haufen schießen könnte. Beide begaben sich aus dem Schiff zu den anderen; ich verließ heimlich das Wrack, nahm ein gutes Gewehr und lauerte Kaula auf, als er mir in einem kleinen Gehölz begegnete.

Ich setzte mein Gewehr ohne lange Vorreden an und sagte: „Herr Kaula, jeder muß, so gut er kann, sein Leben retten; Sie haben mir den Tod

geschworen, doch komme ich Ihnen zuvor." Damit drückte ich ab und schoß ihm eine Kugel quer durch den Kopf. Er fiel tot hin; ich aber begab mich zu Dassappe, dem ich nicht von der Seite wich, bis die Nachricht kam, der Kapitän hätte einen Schuß in den Kopf bekommen und läge tot im Walde.

Dassappe hob die Hände gen Himmel und rief: „Herr Gott, du bist ein gerechter Gott und bestrafst einen jeden nach der Bosheit seines Herzens. Herr Kaula hat Herrn Robinson für den nächsten Morgen den Tod geschworen, und was er einem anderen gedroht hat, ist ihm nun selbst wiederfahren; der Unschuldige aber, den er töten wollte, lebt noch!"

Hierauf erzählte er den Matrosen Kaulas Plan und ermahnte sie zu Gottesfurcht und Gott wohlgefälligen Werken. Das ganze Schiffsvolk umringte Dassappe, und der älteste der Matrosen sagte: „Herr, Kaula, unser bisheriger Kapitän, hat weder Frau noch Erben in Holland, und sein ganzes Vermögen befindet sich auf dem Schiff. Nun ist er tot. Laßt uns die Ladung zu gleichen Teilen teilen, das Schiff aber gehöre Herrn Robinson."

„Tut, was Euch gefällt," antwortete Dassappe; denn er fürchtete sich vor einem Aufruhr.

Hierauf schiffte man Kaulas ganze Hinterlassenschaft aus. Dassappe teilte alles gleichmäßig; obwohl man mir auch einen Teil geben wollte, nahm ich doch nichts und war sehr zufrieden, als man mir für das, was ich nicht nehmen wollte,

bares Geld gab; das Schiff wollte ich aber nicht als mein Eigentum haben.

Endlich entschlossen wir uns zur Abfahrt. Das Schiff wurde zum gemeinsamen Eigentum aller Mitfahrenden erklärt. Mein Baumhaus hatte ich, so gut es möglich war, vor Wetterschaden bewahrt, damit es späteren Schiffbrüchigen als Wohnstätte dienen konnte, indem ich pechgetränkte Tierfelle darauf legte; außerdem heftete ich ein Schriftstück an, das von mir und meinem Leben Kunde gab. In dem Haus hinterließ ich zwei gut eingefettete Gewehre, fünf Pfund Schießpulver, Schrot, Kugeln, zwei Degen, einige Pfund Lichter, dreißig Lampen, vier Krüge mit Baumöl, Obst und sonstige gut eingesalzene Lebensmittel sowie alles, was zur Küche und Hauswirtschaft nötig war; vier steinerne Krüge mit Branntwein und ein Fäßchen Wein vergrub ich davor.

An dem Tage der Abreise gab es einen herrlichen Schmaus, bei dem Dassape eine sehr schöne Rede hielt; dann begaben wir uns auf das Schiff und fuhren ab. Nach ungefähr sechstägiger Fahrt wurden wir alle krank; wir bekamen erst Frost, dann Hitze, unerträgliche Kopf- und Zahnschmerzen und schließlich sehr festen Schlaf. Das Schiff wurde der Führung Gottes und dem Meere anvertraut, da niemand imstande war, das Steuer zu führen, bis einer nach dem anderen wieder gesund wurde.

Nach zehn Tagen überfiel uns ein gewaltiger Sturm, wir erlitten Schiffbruch, und das Schiff ging unter. Niemand konnte sich um den anderen

kümmern; jeder war auf seine eigene Rettung bedacht und klammerte sich an die umhertreibenden Balken. Ich sah hier und da einen von den Matrosen untergehen und ertrinken; als ich selbst dem Tode nahe war, erblickte ich einen großen Balken. Mit dem letzten Aufgebot meiner Kräfte schwang ich mich hinauf und schwamm auf dem Meer umher. Drei Tage und drei Nächte brachte ich so zu; damit mir die Beine nicht erstarrten und anschwollen, mußte ich sie abwechselnd in die Höhe ziehen. Schlafen durfte ich nicht; denn es war zu befürchten, daß ich im Schlaf herunterfiel und ertrank. Zu meinem Glück wurde ein langes Stück Holz an mir vorübergetrieben, das ich als Ruderstange gebrauchte; ein langes Seil, das daran gebunden war, löste ich ab und band mich damit an meinen Balken, so daß ich wenigstens ohne die Gefahr, ertrinken zu müssen, schlafen konnte. Wie lange ich in dieser Lage geschlafen habe, vermag ich nicht zu sagen; als ich aber erwachte, verspürte ich unerträglichen Hunger und Durst, doch war keine Möglichkeit beides zu stillen. Damals war ich ärmer als je. Endlich, als ich schon alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben hatte, sah ich von der Seite ein großes Schiff auf mich zukommen. Ich schrie aus voller Kehle, bis man auf mich aufmerksam wurde. Der Kapitän wollte mich zuerst nicht an Bord nehmen; als er aber von mir hörte, ich hätte in Venedig eine große Erbschaft zu erwarten, willigte er endlich ein.

Nach langer Fahrt langten wir glücklich in Venedig an. Ich begab mich sogleich zu Francesco

Bertuccio, dem ich Juliettas Schriftstück zeigte, in dem sie mich zum Erben ihrer Hinterlassenschaft eingesetzt hatte sowie einen Ring von ihr; beides hatte ich gottlob in einer Blechbüchse bei mir getragen, so daß das Seewasser keinen Schaden hatte anrichten können. Der Tod seiner Tochter ging dem Vater ungeheuer nahe, von einer Aushändigung ihres Vermögens aber an mich wollte er nichts wissen.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, mein Herr," sagte er, „was Sie mir erzählen, kann ebenso gut wahr wie erdacht sein; man tut stets am besten, man glaubt lieber zu wenig als zu viel."

Dann schlug er mir vor, als Abfindung mich mit fünfhundert Dukaten zu begnügen, die mir sofort ausgezahlt werden würden. Wollte ich die Sache aber vor den Großen Rat bringen, so wäre es ihm auch recht; er wäre im voraus überzeugt, daß mir jedes Recht auf Juliettas Nachlaß abgesprochen werden würde.

Was sollte ich tun? Ich ging nach einigem Ueberlegen auf seinen Vorschlag ein, bedang mir aber für die Dauer meiner Anwesenheit in Venedig freie Kost und Wohnung aus, was mir auch bewilligt wurde. Ich blieb nur sechs Wochen in Venedig und suchte an dem von Julietta angegebenen Orte nach den versteckten Schmucksachen und dem baren Gelde. Hinter einer Treppe lag ein alter steinerner Weihkessel, der ganz mit Schutt bedeckt war. In ihm fand ich Juliettas Eigentum unversehrt vor.

Hierauf nahm ich von Herrn Bertuccio Abschied; seine Ehefrau hatte ich leider nicht die Ehre kennen zu lernen, da er sehr eifersüchtig und argwöhnisch war. Ich begab mich in ein Gasthaus, in dem ich mich nach Reisenden umsah, um mit ihnen gemeinsam eine Reise zu Lande zu unternehmen; denn ich hatte nach meinem letzten Schiffbruch ein Gelübde getan, Zeit meines Lebens keine Fahrt mehr auf dem Meere unternehmen zu wollen.

In dem Gasthaus nun fand ich recht gute Gesellschaft. Der Wirt hieß Sambatti und behandelte mich sehr freundlich. Auf der Halbinsel Polesine di Rovigo besaß er einen großen Landbesitz, der einem Rittergut nichts nachgab. Daselbst fand eine große Gesellschaft statt, zu der auch seine Schwägerin, namens Mainotta, geladen war. Sie gefiel mir am besten von allen Frauen, die zugegen waren.

Mainotta schien ebenfalls Wohlgefallen an mir zu haben. Um es kurz zu sagen, wir verliebten uns ineinander, und jeder von uns wußte um des anderen Neigung, ehe wir uns gegenseitig ausgesprochen hatten. Endlich bot ein Spaziergang Gelegenheit, uns auszusprechen. Ich war dabei so frei, ihr meine Neigung offen zu bekennen, und bald waren wir einig.

Sie lebte im Hause ihrer Mutter, und wir beschlossen, ihr am nächsten Tage die Absicht, uns zu heiraten, zu offenbaren. Die Mutter wollte Mainotta, die schon manchen Freier gehabt hatte, nicht weggeben, um ihr nicht ihr väterliches Erbteil aus-

zahlen zu brauchen. Ich entdeckte unsere Liebe dem Sambatti und seiner Frau, und beide sagten mir ihre Hilfe zu. Am nächsten Tage gaben sie sich denn auch die erdenklichste Mühe, die Mutter für mich zu gewinnen; sie war aber nicht dazu zu bewegen, ihre Einwilligung zu geben, es sei denn, daß ich auf Mainottas Erbteil bis nach ihrem Tode verzichtete, worauf Mainotta alles erben würde. Dieser Bescheid war uns nicht gerade angenehm; mein Vermögen bestand nur aus viertausendfünfhundert Talern, und da ich nicht wußte, wie ich etwas verdienen sollte, so war leicht zu erkennen, daß mein Geld bald aufgezehrt sein würde. Allein was tut die Liebe nicht? Wir waren damit einverstanden, von Mainottas Mutter vor ihrem Tode kein Geld zu verlangen, und ich bekam Mainotta zur Frau.

Da es unmöglich war, in Venedig lange mit meinem Gelde auszukommen, und ich nichts verdienen konnte, so empfahl mich meine Schwiegermutter an einen venezianischen Nobile, der im Begriff stand, als Gesandter der Republik an einen deutschen Hof zu gehen. Ich wurde als Schreiber angenommen, und wenn mich mein Herr auch mit dem Titel Sekretär beehrte, so mußte ich doch meistens Lakaiendienste verrichten.

Mainotta blieb schwanger in Venedig zurück, und ich überließ ihr mein gesamtes Geld, während ich mit meinem Herrn nach Wien reiste, wo wir uns einige Wochen aufhielten.

Eines Tages wurde ich von meinem Herrn fortgesandt, als mich auf der Straße eine Frauensperson am Arm ergriff und ein Stück fortzog. Da sie ihr Gesicht vermummt hatte, konnte ich sie nicht erkennen; weil ich aber durchaus wissen wollte, wer sie wäre, gebot ich ihr, das Gesicht zu zeigen; sie tat es, und ich erblickte — Mainotta.

„Mein einzig geliebter Robinson!" sagte sie. „Du warst kaum von Venedig fort, als mich meine Mutter hart anließ, ihr das Geld zu geben, das du mir hinterlassen hattest. Ich stellte ihr vor, daß es dein Geld wäre, das ich dir aufheben und worüber ich Rechenschaft ablegen müßte. Auch führte ich ihr zu Gemüte, daß sie reich genug wäre und dein Geld nicht nötig hätte. Trotzdem drohte sie mir mit Schlägen und wollte mir das Geld mit Gewalt wegnehmen. Das veranlaßte mich, dir nachzureisen, und ich will von jetzt ab stets bei dir bleiben."

Ich freute mich über das unerwartete Wiedersehen und nahm meine Frau mit nach Hause.

In der nächsten Zeit durfte ich vier Nächte nicht zu Bette gehen, da ich das abschreiben mußte, was mir mein Herr beim Schlafengehen auftrug. Diese Sachen duldeten keinen Aufschub, und mein Herr konnte sie keinem anderen anvertrauen, weil sie Staatsgeschäfte der Republik betrafen. Ich arbeitete im Beisein meiner Mainotta mit allen Kräften. Das lange Wachsein, an das ich nicht gewohnt war, bekam mir aber so schlecht, daß ich

krank wurde und im Bett bleiben mußte. In Erwartung meiner Genesung blieb mein Herr acht Tage länger in Wien, als er sich vorgenommen hatte. Aber mein Befinden besserte sich nicht, es wurde vielmehr täglich schlimmer. Da es ganz unmöglich war, daß ich mitreisen konnte, brach mein Herr endlich von Wien auf und sandte mir einige Taler zu meinem Lebensunterhalt mit dem Befehl, ihm nachzukommen, sobald es mein Zustand erlaubte.

Meine Frau wartete mich während meiner Krankheit aufs sorgsamste und ließ den berühmtesten Arzt zu mir kommen, der all seine Geschicklichkeit bei mir anwandte. Verschiedene Male wurde es auch besser mit mir, doch war es ohne Bestand; der Arzt meinte, meine Kräfte wären zu schwach, um meiner sonst guten Natur zu Hilfe zu kommen.

Täglich wurde ich magerer und nahm dermaßen ab, daß ich meine Hand nicht mehr zum Munde führen konnte. Mainotta ließ es mir an nichts fehlen, die teuersten Stärkungsmittel schaffte sie für mich an; doch nutzte alle Mühe nur sehr wenig. Endlich gab es eines Nachts einen großen Krach in meinem Leibe, den auch Mainotta im Schlafe hörte. Als ich am Morgen erwachte, ging es mir auffallend gut; von Stunde zu Stunde wurde es besser mit mir, der Appetit kam wieder, so daß ich keine stärkenden Arzneien mehr brauchte, und in vier Wochen war ich wieder gesund, nachdem ich dreizehn Monate krank im Bett gelegen hatte.

Meine Absicht war, nunmehr meinem Herrn nachzureisen. Ich tat es auch; unterdessen hatte er aber einen anderen Schreiber angenommen, und er entließ mich nach Erstattung der Reisekosten.

Als wir unser Geld zählten, fanden wir unseren bisher ziemlich angesehenen Vorrat bis auf ungefähr tausend Taler zusammengeschmolzen. Ich war unschlüssig, was nun zu tun wäre; schließlich pachtete ich ein ansehnliches Gut für jährlich fünfhundert Taler und wurde also mit meiner Mainotta ein Landmann und Bauer.

Das Pachtgut war fett, und alles gedieh darauf vorzüglich. Es war eine Lust, die Felder zu sehen, und auch die Bäume trugen gut. Darum erschien die Pachtsumme auch nicht zu hoch. Der Hagel schlug aber Getreide und Früchte zuschanden, so daß ich im ersten Jahre nicht einen Taler herauswirtschaftete, während im zweiten alles vom Wasser weggeschwemmt wurde. So setzte ich denn alles, was ich hatte, zu und mußte mich bei dem Verpächter als Knecht verdingen.

Vorher hatte ich mit der Herrschaft nichts zu tun, da die Pächterwohnung weit vom Herrenhaus entfernt war; ich wußte also nicht, ob die Herrschaft gut oder schlecht war. Trotzdem wagte ich es, in ihre Dienste zu treten, und mußte im Herrenhause bei den anderen Dienern wohnen, während meiner Frau ein kleines Häuschen, das gerade leer stand, als Wohnung angewiesen wurde.

Meine Arbeit bestand darin, die gnädige Frau und zwei Fräuleins zu bedienen, während der Herr seinen Jäger und zwei besondere Diener hatte. Der Herr und seine Frau lebten in demselben Hause, der Herr aber im Erdgeschoß und die Frau im Oberstock; er hatte seinen Koch, wir eine Köchin.

Ich muß zunächst meiner Herrinnen Gewohnheiten beschreiben. Die Frau sah sehr gut aus, ihre Töchter waren bildschön. Jede von ihnen aber verließ die Wohnung nur, um in die Kirche zu gehen, zu der eine direkte Tür aus ihren Stuben führte. In der Frühe mußte ich sie wecken; sie lagen aus Sparsamkeit nackt im Bett, das sie sogleich verließen, wenn ich kam; sie knieten dann nieder und verrichteten ihr Morgengebet. Da ich verheiratet war, taten sie sich vor mir nicht den geringsten Zwang an. Die Andacht dauerte eine Stunde, worauf ich sie ankleiden mußte. Hierauf verzehrten sie das Frühstück: eine dicke Mehlsuppe und ungesalzenes Brot. Von dem Augenblick an bis zum Mittagessen war ich frei; ich ging dann zu meiner Frau und aß mein Mittagessen. Bei Tisch mußte ich sie bedienen. Ihr Eigensinn bezüglich der Reinlichkeit war fast unerträglich; Teller, Messer und Löffel konnten noch so sauber sein, täglich bekam ich Schelte und sogar empfindliche Prügel mit einem Stock, da es unmöglich war, sie zufrieden zu stellen. Ich widersetzte mich dieser Behandlung; da ich aber noch dreißig Taler Pacht schuldig war, wurde ich etliche Tage bei Wasser und Brot in ein morastiges Gefängnis geworfen, so daß ich genötigt war,

fernerhin die Schläge mit größter Geduld hinzunehmen.

Das Essen der Damen bestand an Wochentagen aus Suppe und Gemüse, Sonntags aber gab es Fisch, Fleisch und Gebackenes. Nach Tisch war ich wieder frei bis zum Abend, wo ich ihnen standesgemäß aufwarten mußte, obwohl es nur gesalzte Brotschnitten und dünnes Bier gab. Nach dem Abendessen hielt man eine Betstunde ab, und sodann mußte ich eine nach der anderen ausziehen und ihnen ins Bett helfen, worauf ich nach Hause gehen durfte, nachdem ich ihre Zimmer zugeschlossen hatte.

Fast täglich beschenkten sie mich, jedoch mit nichts anderem, als was verdorben und unbrauchbar war, z. B. mit sauren, stinkenden Speisen, ebensolchem Bier, alten Lumpen und, wenn es hoch kam, mit etwas faulem Obst.

Da ich die dreißig Taler Pacht abdienen mußte, mithin keinen Lohn erhielt, war meine Frau genötigt, auf dem Gute mit zu arbeiten, wenn wir etwas zu essen haben wollten. Sie half jäten, mähen, melken und scheuern, und trotzdem reichte ihr Verdienst kaum zum trockenen Brot. Als ich aber eines Tages nach Hause kam, fand ich eine große Menge Lebensmittel vor; meine Frau hatte gekocht und gebraten.

„Meine liebe Mainotta," fragte ich, „wie bist du zu dieser großen Menge Essen gekommen? Ist der gnädige Herr hier gewesen?"

„Ja," antwortete Mainotta. „Er kam heute früh her, als ich noch im Bette lag, und verlangte einen Bindfaden, da er nicht erst umkehren wollte, einen solchen zu holen. Er scherzte auch mit mir, doch wollte ich in seiner Gegenwart nicht aufstehen. Auch fragte er nach unserem Befinden, und als ich ihm unseren Mangel an allem Nötigen vorstellte, zog er seinen Geldbeutel heraus und schenkte ihn mir mit dem Versprechen, für uns in Zukunft bestens sorgen zu wollen. Ich sollte das Beste für uns einkaufen. Das habe ich denn auch getan, und da ich in dem Beutel achtunddreißig Taler fand, trug ich kein Bedenken, zwei Taler zu einem guten Essen für dich auszugeben."

Ich hörte meiner Frau Erzählung aufmerksam an. „Meine liebste Mainotta," sagte ich, „der Herr muß ja sehr gütig und mitleidig sein, daß er dich so beschenkt hat."

„Er ist ein vortrefflicher Herr," antwortete meine Frau; „komm nur einmal her, wenn er hier ist; ich bin überzeugt, er wird dich ebenso beschenken wie mich."

Wir setzten uns an den Tisch und aßen so gut, wie noch nie zuvor, seitdem wir Venedig verlassen hatten.

Als ich nach wenigen Tagen wieder zum Mittagessen nach Hause kam, fand ich meine Frau weinend vor. „Mainotta, was ist dir?" fragte ich. „Was fehlt dir denn?"

„Ach, mein lieber Robinson," war ihre Antwort, „der Herr versucht mich zu seiner Liebe zu bewegen. Er kommt jetzt alle Tage, wenn du nicht zu Hause bist. Ich kann mich seiner Liebe nicht erwehren; er herzt und küßt mich und nimmt sich auch noch mehr Freiheiten heraus. Er will mich gefügig machen, doch habe ich mich bisher seinem Liebeswerben geschickt entzogen. Kaum warst du heute zur Tür heraus, so fand sich der Herr bei mir ein, als ich eben im Begriff war, aufzustehen. Er überfiel mich und ich mußte ihn einige kleine Freiheiten genießen lassen; als er sich aber mit Gewalt meiner bemächtigen wollte, schwur ich ihm, ich würde mich von ihm nicht schänden lassen, und wenn es mich das Leben kosten würde. Seine große Stärke hätte beinahe meine Schwachheit überwunden, ja er würde mir wider meinen Willen das Kleinod der dir gelobten Treue geraubt haben, wenn nicht zur rechten Zeit sein alter Vater zu Pferde vor dem Hause erschienen wäre. Er rief ihn, der Herr wollte mich aber nicht eher freigeben, als bis er seine Lüste an mir befriedigt hätte. Der Vater stieg vom Pferde und kam ins Haus herein. Nun mußte der Herr, obwohl er sehr ärgerlich war, doch von mir ablassen. Sein Vater merkte, was zwischen uns vorgegangen war; daher sandte er seinen Sohn seinen Jägern nach und sagte zu mir: „Mainotta, warum laßt Ihr meinen Sohn zu Euch? Ich will Euch weit reichlicher bezahlen."

„Gnädiger Herr," antwortete ich, „Ihr Herr Sohn hat versucht, mich gegen meinen Willen zu

notzüchtigen, Sie kamen aber zu meinem Glück hinzu, ehe er die Tat vollbringen konnte." Der gnädige Herr wurde darauf sehr zornig. „Leugnet nicht, unkeusche Mainotta!" sagte er. „Ich habe Euch beim Ehebruch ertappt!" Was sollte ich antworten? Ich mochte mich auf meine Unschuld berufen, soviel ich wollte, es half alles nichts. „Mainotta," sagte er, „morgen werde ich Euch wieder besuchen; hier habt Ihr hundert Taler, überlegt Euch, was Ihr tun wollt. Werdet Ihr meine Geliebte, so will ich Euch und Euren Mann beschenken, daß Ihr Euer Leben lang genug habt; weigert Ihr Euch aber, so werde ich Euch dem Gericht übergeben und Euch als Ehebrecherin bestrafen lassen!" Nun rate mir, mein geliebter Robinson, was soll ich tun?"

Ich war über Mainottas Worte außer mir. „Meine einzige Mainotta," sagte ich, „das ist ein Unglück, das wir unmöglich von uns abwenden können. Die wahre Liebe, die ich für dich empfinde, erlaubt es nicht, daß du mir gutwillig untreu wirst. Vergönnst du aber dem gnädigen Herrn nicht, was er von dir verlangt, so wird er dich und mich ins Verderben stürzen."

„Der beste Rat ist," antwortete Mainotta, „wir ergreifen noch heute Nacht die Flucht; nur so entgehen wir allen Unannehmlichkeiten."

Der Vorschlag gefiel mir, denn ich sah ein, daß wir dadurch jede Gefahr vermieden; auf die Weise brauchte ich es nicht zu erleben, daß ein anderer an meiner Mainotta seine Lust ausließ und daß wir

von einem Ungerechten angeklagt würden. „Wie wollen wir aber unsere Flucht bewerkstelligen," sagte ich, „und wohin sollen wir unseren Weg nehmen, daß wir nicht eingeholt und verurteilt werden?"

„Während du bei der gnädigen Frau bist," sagte Mainotta, „packe ich alles, was wir mitnehmen können, sowie einigen Proviant zusammen; am Abend aber, wenn alles schläft, machen wir uns auf und verstecken uns im Walde, bis wir weitergehen können."

Das schien mir nicht das richtige zu sein; denn wenn uns der Herr des Diebstahls und des Ehebruchs beschuldigte und wir uns solcher Tat durch die Flucht verdächtig machten, so würden wir in der ganzen Nachbarschaft angehalten und dem Gericht überliefert werden. „Nein, meine liebe Mainotta," sagte ich daher, „die Flucht allein genügt nicht. Da wir aber unschuldig sind, wollen wir Gott um seinen Beistand bitten. Er wird uns nicht nur bei der Flucht helfen, sondern auch nicht zugeben, daß wir unseren Verfolgern in die Hände fallen."

Darauf befahl ich Mainotta, Brot und kalte Speise zusammenzupacken, alles andere würde der Herrgott schon veranlassen. Nachdem wir zu Mittag gegessen hatten, ging ich wieder auf das Herrenhaus und kam erst am Abend zu meiner Frau zurück.

Mainotta empfing mich mit den Worten: „Mein geliebter Robinson! Du warst nach dem

Mittagessen kaum wieder fort, als sich der Herr bei mir einfand. „So habt Ihr Euch also meines Vaters Gelüsten überlassen müssen!“ sagte er. „Nun, dann weigert Euch nicht weiter, auch mir zu Willen zu sein.“

„Gnädiger Herr,“ entgegnete ich, „Ihr Herr Vater hat mich nur genau examiniert, was zwischen Ihnen und mir vorgefallen ist. Er hat mir aber nichts Unpassendes zugemutet, das ich Ihnen nicht auch gestattet haben würde.“

Der gnädige Herr trat darauf auf mich zu und sagte: „Mainotta, nun hilft kein Weigern mehr!“ Er begann mich zu umarmen und zu küssen, was ich ihm gestatten mußte; als er sich aber völlig meiner bemächtigen wollte, sagte ich: „Gnädiger Herr, der helle Tag ist ein Verräter; wie leicht kann ein Fremder kommen und uns beieinander treffen, zumal vermutlich der Pächter oder seine Frau sehr bald erscheinen werden, um mir Hanf und Flachs zum Spinnen zu bringen. Wenn Sie mich aber wirklich aufrichtig lieben und ich Ihnen zu Willen sein soll, so ist es besser am Morgen; mein Mann geht bei Tagesgrauen fort, und ich bin drei Stunden lang ganz allein. Gedulden Sie sich also bis morgen früh.“

„Damit war der Herr, wenn auch ungern, zufrieden; er zog seinen Beutel hervor und sagte: „Mainotta, hier nehmt, damit Ihr verpflichtet seid, Euer Wort zu halten. Sobald Euer Mann im Herrenhaus ist, werde ich zu Euch kommen.“ Das Geld nahm ich mit Freuden an, gönnte ihm auch

einige Küsse und Liebesfreiheiten, worauf er mich verließ. In dem geschenkten Beutel fand ich achtzehn Taler, mit denen ich mich ins Wirtshaus begab, um Fleisch und Wurst einzukaufen. Im übrigen ist alles zur Flucht vorbereitet."

Mainotta hatte unser Hab und Gut in zwei große Bündel eingepackt, von denen wir jeder eines tragen wollten. So aßen wir denn die letzte Mahlzeit an diesem Orte und warteten die Dunkelheit der Nacht ab. Unser Geld hatten wir geteilt, das meiste in die Kleider eingenäht und nur einige Taler lose in den Taschen.

Nun traten wir die Flucht an. Dabei erinnerte ich mich an die Flucht aus meinem elterlichen Hause. Ich dankte Gott, daß das Kind, das meine Frau in Wien geboren hatte, tot zur Welt gekommen war, denn es würde uns auf der Reise eine große Last gewesen sein. Die Furcht vor dem gnädigen Herrn und seinem Vater machte uns ziemlich schnelle Beine. Da wir den Weg nicht kannten, verließen wir uns ganz auf Gottes Führung. Bis Tagesanbruch waren es sieben Stunden. Zwei hatten wir bereits zurückgelegt, als der Mond aufging und wir einen Postwagen hinter uns herkommen sahen, dessen Kutscher wir fragten, wohin er führe.

„Ich fahre eine Extrapost," war die Antwort, „und muß mit Tagesanbruch in T*** sein."

„Nehmt uns mit," sagte Mainotta, „wir werden Euch ein gutes Trinkgeld geben." Mit

diesen Worten holte sie Brot, Wurst und eine Flasche Branntwein heraus, die sie dem Postillon nebst einem Taler reichte.

Der Postillon war damit zufrieden, ließ uns aufsteigen und fuhr so schnell mit uns davon, daß wir tatsächlich mit dem Morgengrauen T*** erreichten. Eine Viertelstunde davor mußten wir absteigen und gingen zu Fuß in die Stadt.

Hier aber fühlten wir uns auch noch nicht sicher genug und beschlossen, nach Böhmen zu wandern, was wir auch sogleich nach dem Frühstück taten. Am Tage kehrten wir nirgends ein, umgingen, soviel wir konnten, die Dörfer, um von niemandem gesehen und bei etwaiger Nachfrage verraten zu werden. Nur des Nachts kehrten wir in den Gasthöfen ein. So waren wir acht Tage unterwegs, als wir an einen Wald kamen, durch den wir unbedingt hindurch mußten.

Am Mittag waren wir mitten darin; den Weg hatten wir verfehlt und liefen nun kreuz und quer, um wenigstens auf irgendeinen Weg zu kommen. Alle Mühe war aber vergebens, wir kamen immer tiefer hinein, bis wir endlich einige Pferdespuren trafen, denen wir nachgingen. Bei Sonnenuntergang stießen wir auf eine alte Hütte. Wir klopften an.

„Ist hier ein Wirtshaus, wo wir einkehren können?“ fragte ich den Alten, der uns öffnete.

„Wer seid Ihr und wo kommt Ihr her? Wo wollt Ihr hin?“ war seine Frage.

„Wir sind ein Ehepaar," antwortete ich, „und weil wir unser Vermögen bei einer unglücklichen Pacht infolge Wetterschaden, Feuer und Ueberschwemmung verloren haben, sehen wir uns genötigt, bei Nacht und Nebel die Flucht zu ergreifen, und sind nun im Begriff, einen Dienst bei einer neuen Herrschaft zu suchen."

„Kommt herein," sagte der Alte.

Das taten wir gern, kamen aber in ein Haus, das einer Mördergrube ähnlich war. Wir fanden sieben Männer und ein Weib an abgegessener Tafel vor. Der Alte stellte uns das Weib, das gut seine Enkelin sein konnte, als seine Frau und die sieben Männer als seine Söhne vor, worüber wir uns einigermaßen wunderten. Der Mann fragte sodann, ob wir etwas essen wollten. Wir baten um etwas Warmes, da wir uns tagelang nur von kalten Speisen ernährt hatten.

Man trug uns eine Schüssel mit saurem Zwiebelfleisch auf. Der Geruch vermehrte unseren Appetit, und wir ließen es uns ganz gut schmecken, obwohl das Fleisch einen eigentümlichen Geruch hatte. Wir waren beinahe mit Essen fertig, als Mainotta mich anstieß und mir einen menschlichen Daumen zeigte, an dem sich noch der Nagel befand.

Nun merkten wir, daß wir Menschenfleisch gegessen hatten und hatten Not, uns nicht zu übergeben; wir spülten nur den Ekel mit einem Glas Branntwein herunter. Sodann legten wir uns auf das Stroh, das man uns als Lager anwies; doch

hatten wir beide, Mainotta sowohl wie ich, unsere Messer bereit, um uns zu verteidigen, falls uns etwas Widriges zustoßen sollte. Schlafen konnten wir nicht, stellten uns aber schlafend und wurden Zeugen eines Gespräches des Alten mit den sieben Männern.

Einer von den letzteren fragte nämlich: „Wollen wir sie schlafen lassen?"

„Sie sind beide nicht fett," antwortete der Alte, „und wir haben noch vier Tonnen Fleisch. Laßt sie laufen! Was kann schon ein Pächter, der seinen Dienst heimlich aufgibt, besitzen? Sie werden wohl nur Lumpen haben. Also wollen wir uns nicht erst mit ihnen Mühe geben."

Darauf machten sie eine geheime Falltür auf, aus der vierzehn üble Kerle zum Vorschein kamen, die dort unten geschlafen hatten. Der Alte gab einem jeden von ihnen ein Felleisen und sagte: „Pürschet gut und kommt mit Beute wieder!"

„Was sind das da für Leute?" fragte einer dieser Verbrecher und wies mit dem Finger auf Mainotta und mich.

„Es ist ein Pächter, der sein Hab und Gut verloren hat," antwortete der Alte; „die Lumpen, die sie bei sich haben, machen es der Mühe nicht wert, daß wir sie schlachten, zumal wir noch vier Tonnen Fleisch besitzen."

Gleich darauf hörte ich die Kerle davonreiten.

Ehe der Tag zu grauen begann, rief uns der Alte und sagte: „Steht auf, damit Ihr noch vor Tage frühstücken könnt.“

Wir dankten zunächst Gott im Innern, daß er uns inmitten dieses Mordgesindels erhalten hatte, und beteten zu ihm, daß er uns auch glücklich aus dem Walde errettete. Während wir uns ankleideten, sagte der Alte: „Ihr armen Leute, sagt mir einmal aufrichtig, wieviel Geld Ihr habt und wieviel Ihr braucht, um Euer Glück zu machen.“

„Lieber Vater,“ antwortete Mainotta, „mein Mann hat vier Taler und ich etwas weniger. Sie wissen doch, daß die Männer den Frauen kein überflüssiges Geld lassen; sie haben das Kapital, und die Frauen müssen das heimlich beiseite legen, was sie sich bei der Wirtschaft absparen, was sozusagen ein Notpfennig für die Zeit ist, wenn die Männer all ihr Geld verbraucht haben und nicht mehr wissen, wo sie das tägliche Brot hernehmen sollen. Wenn wir in einen Gasthof kommen, so frage ich den Wirt nach dem Betrag der Zeche, lasse mir von meinem Mann Geld geben, und wenn ich einige Pfennige herausbekomme, so stecke ich sie beiseite. Sie fragen, wieviel wir brauchen, um unser Glück zu machen. Wenn ich Ihnen die volle Wahrheit sagen soll, so können wir uns mit vier- bis fünfhundert Talern helfen, damit wir uns das wiedererwerben können, was wir verloren haben.“

„Liebe Frau,“ erwiderte der Alte, „Ihr seid jetzt in meinen Händen. Ich bin der Vater und

Leiter einer großen Bande, die über ganz Europa verbreitet ist, und will Euch mit fünfhundert Talern gern aushelfen, wenn Ihr beide schwört, was ich verlange. Meine sieben Söhne sind die Oberhäupter der ganzen Bande, ich dagegen der Vater aller. Wenn ich einmal sterbe, wird der älteste meiner sieben Söhne Vater, und wer von den anderen sich am besten benimmt, bekommt die erledigte Stelle des abgegangenen Sohnes. Meine Leute machen nur dann Beute, wenn sich die Arbeit wirklich lohnt. Armen Leuten aber helfen wir, damit sie im Leben weiter kommen; aus dem Grunde schützen wir sie auch. Wenn Ihr mir nun folgendes schwört, erstens allen denen Herberge zu gewähren, die Euch von dem Buschvater — als solcher bin ich bei der ganzen Bande bekannt — Grüße bringen, zweitens im Notfall meine Leute bei Euch zu verstecken und ihnen bei der Flucht behilflich zu sein, und drittens, nirgends und zu niemandem etwas von unserem Aufenthalt und von uns selbst zu erzählen, so sollt Ihr fünfhundert Taler als Geschenk bekommen und binnen zwei Stunden von mir auf den richtigen Weg gebracht werden."

„Lieber Vater," antwortete ich, „weder meine Frau noch ich haben in unserem ganzen Leben schon einmal geschworen und können uns deshalb nur schwer dazu entschließen. Wir sind aber grundehrliche Leute und versichern Ihnen, daß uns ein einmal gegebenes Versprechen tausendmal heiliger ist als hundert Eidschwüre anderer Menschen."

Darauf entband uns der Alte von dem Eide;

jedoch mußten wir ihm geloben, obige drei Punkte gewissenhaft zu erfüllen. Nachdem dies geschehen, zahlte er uns fünfhundert Taler in spanischem Golde aus; wir mußten ihm aber dafür alles Silbergeld, das wir bei uns hatten, aushändigen.

Unter vielen Danksagungen empfingen wir das Geld. Dann mußten wir uns hinsetzen, worauf uns jenes weibliche Wesen, das der Alte für seine Frau ausgab, Fische, allerlei Gebratenes und Branntwein auftrug.

„Ist das Ihre Frau, lieber Vater?" fragte ich.

„Es ist eine Fremde," antwortete er, „die sich freiwillig entschlossen hat, bei uns zu bleiben. Meine Söhne losen jeden Abend um sie, und wen das Los trifft, der nimmt sie als Beischläferin zu sich. Die Kinder, die sie zur Welt bringt, werden gut unterrichtet und, wenn sie erwachsen sind, zum Einsteigen in fremde Häuser gebraucht. Neun Söhne hat sie bereits geboren, und der älteste ist schon imstande, uns ausgezeichnet zu helfen."

Nun mußten wir frühstücken, und der Alte aß und trank mit. „Habt Ihr gestern wohl gespeist?" fragte er.

„Jawohl," antwortete ich, „bis auf den Daumen, den wir im Essen gefunden haben." Ich nahm bei diesen Worten den Daumen aus der Tasche und zeigte ihn ihm.

Der Alte schüttelte verwundert den Kopf und sagte: „Es ist Menschenfleisch gewesen, das Ihr

gestern gegessen habt. Wie ist nur dieser Daumen in das Essen hineingeraten, wo doch Kopf, Finger, Zehen und Eingeweide sorgsam abgehauen und vergraben werden? Hat es Euch aber nicht doch ausgezeichnet geschmeckt?"

„Ja," antwortete ich, „und wir würden nicht das Mindeste gemerkt haben, daß es Menschenfleisch war, wenn wir den Finger nicht gefunden hätten."

Nach dem Essen spannte er zwei Pferde vor einen kleinen Wagen, setzte sich nebst uns hinauf und fuhr mit uns ab. Nach etwa einstündiger Fahrt hielt er; wir mußten absteigen, und er zeigte uns den Weg zu einem etwa eine halbe Meile entfernten Dorfe. Wir nahmen voneinander Abschied, womit wir uns nicht lange aufhielten, und wanderten getrost nach dem Dorfe. Doch kaum waren wir eine Viertelstunde gegangen, als wir zwei Leuten begegneten, die uns rieten, einen anderen Weg zu nehmen, da das Dorf vor uns als Mordnest bekannt wäre.

Wir taten es und gingen mit den beiden weiter. Ehe wir es uns versahen, warfen sie uns plötzlich Schlingen über den Kopf, rissen uns nieder, setzten uns Dolche auf die Brust und verlangten, wenn uns unser Leben lieb wäre, alles, was wir bei uns hätten.

Wir legten unsere Bündel ab und Mainotta sagte: „Hier, Ihr Herren, nehmt in Gottes Namen unsere Lumpen, laßt uns nur das Leben!"

Der ältere von den beiden Halunken antwortete: „Eure Lumpen wollen wir nicht, gebt uns nur Euer bares Geld!“ Damit begann er unsere Taschen zu durchsuchen, holte die fünfhundert Taler heraus und sagte: „Wir wollen uns hiermit begnügen; alles andere könnt Ihr behalten und geht, wohin es Euch beliebt.“

Wir dankten ihnen, daß sie uns das Leben gelassen hatten, und Mainotta fügte hinzu: „Ihr Herren, habt doch wenigstens etwas Erbarmen mit uns und laßt uns etwas Zehrgeld.“

Darauf gaben sie uns vier Taler in kleiner Münze. Wir schieden voneinander und nahmen den Weg nach dem nächsten Dorf, das wir nach kurzer Wanderung erreichten. Infolge der vorangegangenen Aufregungen wurden wir hier beide krank und mußten lange in dem Dorf bleiben. Das eingenähte Geld schwand auf die Weise immer mehr, und als wir nach einem halben Jahre wieder gesund geworden waren, machten wir die betrübende Entdeckung, daß unser ganzes Vermögen in wenigen Talern bestand; wir mußten also daran denken, wovon wir uns in Zukunft ernähren wollten.

Unsere Kleider waren abgerissen und schlecht, Geld besaßen wir so gut wie gar nicht, wovon sollten wir leben? Aufs Geratewohl unser Glück auf der Reise zu suchen, schien uns nicht angebracht; infolgedessen bot ich dem Dorfschulzen unsere Dienste an. Mainotta wollte als Haushälterin eine Stelle annehmen, während ich als Knecht

gehen wollte, wenn mich jemand in sein Haus aufnehmen würde. Leider wurden uns andere Leute vorgezogen, und aus reinem Mitleid bot man mir die Stelle als Nachtwächter an.

Die Not veranlaßte mich, diesen Posten anzunehmen, zumal ich auch noch einen anderen Grund dazu hatte. Ich wurde nämlich eines Nachts von dem Schulmeister auf den Kirchturm geschickt, um die Uhr zu stellen. Dabei wurde ich verschiedener größerer und kleinerer Feuerflammen auf dem Kirchhof gewahr, die, wie man mir während meiner Krankheit erzählt hatte, die Stellen bezeichneten, an denen ein Schatz vergraben wäre. Ich stieg herab, begab mich an eine Stelle, wo ich eine derartige Flamme bemerkt hatte, und fand bei näherem Zusehen verschiedene umherliegende Geldstücke, zusammen etwa drei Taler. Eben dieses Fundes wegen nahm ich den Nachtwächterposten auf Zureden meiner Frau an.

„Durch diesen Posten," sagte sie, „kannst du zum reichen Mann werden. Wenn du wirklich so viele Flammen gesehen und dir die betreffenden Orte gemerkt hast, wirst du leicht die Schätze erwerben können."

So wurde ich Nachtwächter, um Schatzgräber zu werden. Den Nachtwächterposten hatte ich, doch der Schatz blieb aus. Ich hatte mir alle die Orte gemerkt, wo ich Flammen brennen sah, und suchte ganze Nächte lang an diesen Stellen. Nirgends fand ich aber auch nur einen Heller. Ich

wurde ärgerlich, daß ich betrogen worden war, und teilte meiner Frau meinen Entschluß mit, den Nachtwächterposten aufzugeben und diesen Hungerort zu verlassen. Demgemäß kündigte ich meine Stelle und zog noch am selben Tage weiter.

Drei Tage reisten wir und wirtschafteten sehr sparsam; am vierten Tage aber verzehrten wir den letzten Rest. Was sollte nun aus uns werden? Zu unserem Glück hörten wir beim Mittagessen, die Wege wären ziemlich unsicher, da sich Straßenräuber hier verborgen hielten, die den Leuten alles abgenommen, ihr Leben aber geschont hätten. Diese Erzählung machten wir uns zunutze; mit allen Zeichen einer großen Angst und Erregung langten wir abends in einer Herberge an, wo wir den Anwesenden vorerzählten, Straßenräuber hätten uns unsere guten Kleider ausgezogen, diese Lumpen dafür hingeworfen und uns fünfhundert Taler geraubt, mit denen wir ein kleines Gut hätten pachten wollen.

Der Wirt bedauerte uns, und da er alle Neuigkeiten dem Gutsherrn, dem das Dorf gehörte, melden mußte, so erzählte er ihm unser erdichtetes Unglück, und wir bekamen die Aufforderung, unverzüglich vor ihm zu erscheinen. Der Edelmann fragte uns über alle Einzelheiten aus und sagte schließlich: „Herr Robinson und seine Frau Mainotta sollen heute meine Gäste sein."

Bei diesen Worten erschraken wir nicht wenig, denn wir hatten noch niemandem unseren Namen

genannt und konnten uns keine Rechenschaft darüber geben, woher uns der Edelmann so genau kannte. Er behielt uns gleich bei sich; wir mußten uns mit ihm, seiner Frau, seinem Sohn und seiner Tochter zu Tisch setzen. Mainotta fragte den Edelmann, woher wir die Ehre hätten, ihm bekannt zu sein.

„Ich war," antwortete er, „bei Ihrem Schwager Sambatti an jenem Tage, als Herr Robinson Sie heiratete."

Nun mußte ich ihm unser Schicksal erzählen; er bedauerte mich ungemein und versprach mir, für uns sorgen zu wollen. Nach dem Abendessen wies er uns ein besonderes Zimmer an, in dem wir bis auf weiteres wohnen sollten.

Diesen Edelmann kann ich mit Fug und Recht meinen Wohltäter nennen; er behielt uns drei Monate bei sich. Eines Tages ließ er uns in sein Zimmer rufen und teilte uns mit, der Graf von *** hätte einen Läufer nötig; wenn ich diese Stelle annehmen wollte, so würde ich, weil der Graf sehr freigebig wäre, binnen kurzer Zeit ein Kapital zusammen haben, mit dem ich etwas anfangen könnte. Da ich damit einverstanden war, schenkte er mir vier Dukaten und schrieb an den Grafen, er hätte einen Läufer für ihn gefunden. Nach wenigen Tagen kam ein Schreiben, wir sollten sobald wie möglich kommen.

Wir nahmen von meinem Wohltäter Abschied und dankten ihm herzlich für alles Gute, was wir

bei ihm gehabt hatten. Seine Frau gab Mainotta sechs Taler als Geschenk, und ich bekam von ihr einen Louisdor als Zehrgeld für unterwegs.

Nach glücklicher Reise langten wir bei dem Grafen in Rosienne an. Er war ein sehr gnädiger und freigebiger Herr. Wenn er mich aber auch reichlich bezahlte, so hatte ich doch dafür große Anstrengungen, da ich oftmals ganze Tage unterwegs sein mußte. Dabei setzten wir alles zu, was wir verdienten.

Mainotta war ständig bei der Gräfin, die nur selten ausging. Dafür bekam meine Frau Essen und Trinken bei ihr in großem Ueberfluß, aber keinen Pfennig bares Geld.

Bei dem Grafen habe ich sechs ganze Jahre in Dienst gestanden und würde wohl noch länger dageblieben sein, wenn mich nicht zwei Streiche aus Rosienne weggebracht hätten.

Der erste bestand in folgendem:

Wir befanden uns einige Zeit in Micislaw bei einem Herrn von S. Dieser hatte eine Maitresse, namens Tschakide, die er nicht mehr haben wollte, nachdem sie ihm das erste Kind geboren hatte. Sie setzte mir mit ihrer Liebe gewaltig zu und beschenkte mich verschiedene Male verschwenderisch, da sie sehr reich war. Mit vieler List suchte sie mein Gemüt meiner Frau abspenstig zu machen und ihr meine Liebe zuzuwenden.

„Herr Robinson," sagte sie, „Ihre Frau ist Ihrer nicht wert. Ich brauche Herrn von S. nur

ein Wort sagen, so soll sie binnen kurzem im Reiche der Toten sein."

„Gnädiges Fräulein," erwiderte ich, „wenn meine Frau eines plötzlichen Todes stirbt, so können Sie versichert sein, daß ich sofort den Dienst bei meinem Herrn aufgebe und wieder nach Kurland gehe, das mein Vaterland ist. Sie aber werde ich niemals heiraten."

„Lieben Sie mich, Herr Robinson," versetzte sie, „ich will nur wieder schwanger werden; denn Herr von S. hat mir, wenn ich nochmals ein Kind zur Welt bringe, ein schönes Landgut als Geschenk versprochen. Ich will Ihnen auch einige hundert Taler für Ihre Bemühung schenken."

Da andere Leute dazu kamen, konnte ich ihr für den Augenblick keine Antwort geben. Als ich aber schlafen ging, fand sich Tschakide in meiner Kammer ein und zwang mich, ihr zu erlauben, sich neben mich in mein Bett zu legen.

Ich kann es nicht leugnen, ich mußte mir große Mühe geben, mein Fleisch und Blut im Zaum zu halten. Sie war schön, wohlgestaltet und außerordentlich hitzig. Ich konnte es mir nicht versagen, sie zu küssen und einige kleine Liebesfreiheiten zu genießen; doch schwebte mir Mainottas geliebtes Bild derartig vor Augen, daß ich ihr nicht den Willen tat.

Es sollte aber noch ganz anders werden. Mitten in der Nacht gab es einen großen Lärm. Herr von S. kam mit einem Licht in meine Kammer.

Ich mußte bei seinen Reden, in denen er mich beschimpfte, still sein, da ich keine Entschuldigung vorbringen konnte. Das Mädchen lag mit mir im Bett, und für Unbeteiligte gab es keinen Zweifel, daß wir zusammen der Liebe gehuldigt hatten.

Endlich ließ mich Herr von S. zu Worte kommen. „Gnädiger Herr, sagte ich, „ich habe Tschakide weder zu mir gebeten noch etwas Unpassendes mit ihr vorgehabt. Ich brauche Tschakide nicht, da ich eine Frau besitze, die die gnädige Frau Gräfin bedient."

„Zum Teufel!" schrie mich Herr von S. an, „Ihr wollt Euch wohl gar noch entschuldigen, wo ich Euch mit meiner Maitresse im Bett liegen sehe. Ich kenne Tschakide besser als Ihr; wie wollt Ihr mir weismachen, daß sie sich Euch aufgedrungen hat. Das wäre ja ganz gegen ihre Art. Ich werde mir für Euch eine ganz exemplarische Strafe ausdenken; doch will ich Euch nicht unglücklich machen. Versprecht mir nur, daß Ihr dieses Mädchen, das hier bei Euch im Bett liegt, heiraten wollt, sobald Eure jetzige Frau gestorben ist. Weigert Ihr Euch, das zu tun, so werde ich Euch nicht nur der Obrigkeit übergeben, sondern auch sogleich an Eure Frau einen Boten mit der Mitteilung schicken, daß ich Euch auf frischer Tat beim Ehebruch abgefaßt habe. Ihr wißt doch, welche Strafe auf Ehebruch steht, und werdet wohl kaum glauben, daß ich Euch frei ausgehen lasse. Das geht denn doch zu weit, mein Haus prostituieren und mit meiner eigenen Maitresse Unzucht treiben! Verdammte Hure, steh

auf!" fuhr er dann, zu Tschakide gewandt, fort, „und rufe die Reitknechte her, damit sie diesen Ehebrecher festnehmen, und laß auch seinen Herrn kommen."

„Gnädiger Herr," erwiderte ich nun dem wütenden Edelmann, „der Herr Graf kennt mich ganz genau. Er weiß, daß ich oft genug Gelegenheit gehabt hätte, mich mit schönen Weibern einzulassen; aber er wird mir das Zeugnis ausstellen müssen, daß ich mich erstens mit keinem einzigen Frauenzimmer eingelassen und mich zweitens freiwillig mehrere Wochen lang jedes Umganges mit meiner Frau enthalten habe. Ich schwöre Euch den heiligsten Eid, daß ich mit Tschakide keinen fleischlichen Verkehr gehabt habe. Ich verlasse mich auf mein reines Gewissen, mag kommen, was will; auf keinen Fall werde ich aber nach dem Tode meiner Frau Tschakide heiraten; ich bin, wie ich nochmals bemerken möchte, den Weibern im allgemeinen zu wenig gewogen."

„Ein schlauer Fuchs seid Ihr," versetzte Herr von S., „und mit allen Hunden gehetzt. Nehmt Euch aber vor mir und Tschakide in acht, daß Ihr nicht doch noch den gerechten Lohn empfangt."

Nach diesen Worten verschwand der Edelmann mit seiner Maitresse, der Graf aber und ich fuhren am nächsten Morgen nach Hause. Unterwegs erzählte ich dem Grafen mein Erlebnis mit Tschakide und schwur, daß ich in meinem Leben nicht mehr nach Micislaw gehen würde.

Der Graf wunderte sich über meine Keuschheit und sagte zu mir: „Robinson, du bist doch ein zu dummer Kerl, daß du Tschakide so unberührt von dir gelassen hast! Wer weiß, was ich getan hätte, wenn sie in mein Bett gekommen wäre!“

„Ja, gnädiger Herr,“ antwortete ich, „und wenn zehn verliebte Frauenzimmer bei mir im Bett liegen würden, ich weiß es ganz gewiß, sie kämen unversehrt wieder heraus; denn einmal mache ich mir gar nichts aus den Weibern und zweitens würde ich zu große Gewissensbisse empfinden, wenn ich einen Ehebruch beginge, da ich mir dadurch nicht nur eine weltliche Strafe, sondern auch den Zorn des allmächtigen Gottes zuziehen würde.“

„Dann wirst du also auch nicht viel Aufhebens davon machen,“ versetzte der Graf, „wenn dir deine Frau untreu wird und einen anderen liebt? Ich werde sie um eine kleine Gefälligkeit bitten, dein Schade soll es nicht sein!“

„Herr Graf,“ sagte ich, „ich werde niemandem im Wege stehen, der meine Frau lieben will, bin aber von vornherein überzeugt, daß sie ebensowenig für fremde Männer übrig hat wie ich für fremde Weiber.“

„Das käme auf eine Probe an,“ erwiderte er. „Deine Frau wäre aber eine ganz dämliche Person, wenn sie es dir erzählen würde, daß sie mit einem anderen Manne etwas vorgehabt hat. Und dabei könnte man ihr nicht einmal einen Vorwurf machen, wenn sie sich mit einem anderen verginge, denn die

Weiber sind von Natur ein schwaches Volk. Gesetzt den Fall, ich verliebte mich in sie und wollte mit ihr Ehebruch treiben, so würdest weder du noch sie es verwehren oder verhüten können. Ich brauchte sie nur an einen Ort zu locken, wo niemand ihr Schreien hören würde. Und bedenke ferner, daß weder ich noch einer meinesgleichen sich davor fürchten würde, deine Frau, wenn sie auch eine Ehefrau ist, zu gebrauchen; denn du kennst doch das Sprichwort: Die kleinen Diebe hängt man, die großen aber läßt man laufen. Geld macht alles! Schließlich kannst du überzeugt sein, daß, wenn ich oder ein anderer in Liebe zu deiner Frau entbrannt wäre, sie ganz gewiß nicht eher von uns kommen würde, als bis wir unsere Lust gekühlt hätten; denn eine Frau ist viel zu schwach, um sich der Gewalt eines wilden Liebhabers entziehen zu können. Glaube mir, die Liebe gibt Riesenkräfte. Hat ein Mann mit Geschenken, List oder Gewalt bei einem Weibe den Anfang gemacht, so wird er nicht eher nachlassen, als bis er gänzlich triumphiert hat. Dann wird sich auch ein Weib nicht mehr lange sträuben; denn sie ist ebenfalls entzündet und leichtsinnig und läßt in verstellter Ohnmacht, gewissermaßen gezwungen, das mit sich geschehen, was sie des Anstandes wegen freiwillig nie gestatten würde. Selbst die keuscheste Frau ist so beschaffen; sollte deine Frau also anders als alle anderen sein? Das kann ich mir nicht denken!"

„Und doch, gnädiger Herr, bin ich bei ihr davon fest überzeugt," antwortete ich.

Der Graf schüttelte den Kopf, und wir sprachen den übrigen Weg bis Rosienne nur noch sehr wenig zusammen.

Sobald wir daselbst anlangten, behauptete der Graf, er hätte seine goldene Uhr in Micislaw liegen lassen, und schickte mich sogleich zurück, sie zu holen. Ich fuhr also hin, fand die Uhr natürlich nicht, reiste nach Hause, meldete dem Grafen, daß die Uhr nicht da wäre, und begab mich zu meiner Frau, die ich halbtot, zerschlagen und zerkratzt und mit lauter blauen Flecken am ganzen Körper im Bett liegend vorfand.

Ich war ganz entsetzt über ihren Zustand und fragte, was mit ihr geschehen wäre, worauf sie mir folgendes erzählte: „Mein geliebter Robinson, beinahe hättest du mich nicht mehr am Leben angetroffen, wenn Gott mich nicht erhalten und gerettet hätte. An dem Tage, als du nach Micislaw zurückfahren mußtest, um die Uhr zu suchen, die der Graf gar nicht verloren hatte, schickte er seine Frau und die Fräuleins auf ein benachbartes Gut, das sie sich ansehen sollten, da er es kaufen wollte. Sobald sie fort waren, sandte er unter allen möglichen Vorwänden auch alle seine Leute fort mit dem ausdrücklichen Befehl, erst in drei Stunden wieder nach Hause zu kommen. Nun waren der Graf und ich allein im Schloß. Der Graf kam zu mir und sagte:

„Mainotta, kommt in das Lusthaus im Garten und macht es sauber, ich werde Besuch bekommen."

„Da ich seinem Befehl nachkommen mußte, begab ich mich in Begleitung des Grafen in den Garten und das Lusthaus, das der Graf hinter sich zuschloß. Darauf führte er mich in das daselbst befindliche Schlafgemach."

„Meinotta," sagte er, „Ihr seid ein nettes Weibchen. Gönnt mir doch einen Kuß."

„Ich wollte nicht, der Graf raubte mir aber unzählige, hob mich plötzlich in die Höhe und trug mich auf das Bett. Hier riß er mir alle Kleider und auch das Hemd vom Leibe. Ich bat ihn, von mir abzulassen, und drohte ihm, daß ich schreien würde. Der Graf hörte weder auf meine Bitte noch meine Drohung; eine gute Stunde balgte er sich mit mir herum, bis ich ohnmächtig wurde. Nun glaubte er mich notzüchtigen zu können. Ich kam gottlob im letzten Augenblick wieder zu mir, fuhr ihm mit der Hand in den Mund und riß ihm beide Wangen auf. Er war in solcher Erregung, daß er darauf nicht achtete und noch gewaltsamer mit mir zu verfahren begann; ich aber kratzte ihn und biß ihn in den Arm, so daß er schließlich von mir abließ. Nun sprang ich zum Fenster hinaus, fiel auf einen hohen Grashaufen und schrie, so laut ich konnte, um Hilfe.

„Der Graf kam aus dem Lusthause zu mir, bat mich bei allen Heiligen, mit dem Schreien aufzuhören, und schwur mir, er würde mich nie mehr berühren. Darauf warf er mir die goldene Uhr, die du aus Micislaw holen solltest, nebst einem

Beutel mit Geld zu und begab sich in das Schloß. Ich raffte mich auf und ging in meine Schlafkammer, die ich hinter mir verschloß. Sehr bald erschien aber der Graf an der Tür und verlangte, ich sollte ihm aufmachen. Das wollte ich nicht tun und sagte, ich würde abermals zum Fenster herausspringen, wenn er die Tür aufbrechen sollte. „Glauben Sie vielleicht," sagte ich, „eine Hure oder Ehebrecherin vor sich zu haben? O nein! Dient man deswegen in einem gräflichen Hause, daß man zur Hure gemacht wird? Und wenn es mein Leben kostet, ich schweige nicht!"

„Liebste Mainotta," erwiderte der Graf, „so wahr ein Gott lebt, ich verlange von Euch nicht einen einzigen Kuß mehr, macht nur keinen Lärm und tut vor meiner Gemahlin und dem Gesinde so, als ob Ihr krank wäret. Zu Eurem Manne seid offen und ehrlich; denn ich will ihm berichten, daß Ihr keuscher als alle Weiber auf der Welt seid. Ich werde für Euch beide sorgen, daß Ihr binnen kurzem Euer reichliches Auskommen habt."

„Ich erklärte ihm mein Einverständnis unter der Bedingung, daß ich die Gräfin von nun ab nicht mehr zu bedienen brauchte und er sich mir in keiner Weise mehr näherte. Er versprach mir das.

„Darauf verließ er mich, und ich habe ihn seitdem noch nicht wiedergesehen, mir aber eine Bauersfrau zur Pflege genommen."

Diese Tat meines Herrn empörte mich nicht wenig. Ich wollte die Sache ärger machen, als

sie tatsächlich war, und ließ einen verschwiegenen Barbier kommen, der den Zustand meiner Frau sehr gefährlich machte.

Nach zwei Tagen ließ mich der Graf zu sich rufen. Er war allein im Zimmer. „Robinson," sagte er, „du hast die Wahrheit gesprochen, du hast eine schöne und überaus keusche Frau. Damit du dich aber durch das, was zwischen ihr und mir vorgefallen ist, nicht gekränkt und beleidigt fühlst, so entlasse ich dich aus meinen Diensten; schaffe mir nur einen anderen Läufer, dann sollst du ein Botenamt bekommen, bei dem du dein reichliches Auskommen finden wirst. Außerdem kannst du wählen: willst du die Uhr behalten, die ich deiner Frau geschenkt habe, oder soll ich dir die Kaution bestellen, die für das Botenamt nötig ist, und den Rest in bar auszahlen? Ich finde in ganz Europa keine Uhr, die der meinigen gleicht."

Ich bat ihn, mir für die Uhr das bare Geld außer der Kaution zu geben; da er die Uhr auf fünfhundert Taler schätzte, gab er mir sogleich die Summe und nahm die Bezahlung des Barbiers, der meine Frau behandelt hatte, auf sich.

Die Gräfin, die Fräuleins und alle Bedienten im Hause merkten wohl, daß ich dem Grafen einen ganz besonderen Liebesdienst erwiesen haben müßte, konnten aber nicht hinter die Wahrheit kommen. Während der Zeit, wo meine Frau noch nicht gesund war, hatte ich eine gute Zeit; wir bekamen alle Mahlzeiten, und zwar sehr reichlich, nebst

Wein und Bier aus der gräflichen Küche, und ich brauchte nicht zu arbeiten.

Als ich eines Tages aus dem Fenster blickte, sah ich einen Bettler, der mich um eine milde Gabe ansprach. Ich ließ diesen Menschen heraufkommen und erstaunte, als ich ihn erkannte; es war jener Fremde, der mir in Stockholm meine Julietta hatte streitig machen wollen.

„Mein Herr," sagte ich, „sind Sie nicht derjenige, der seinerzeit einem Fremden in Stockholm eine Venezianerin entführen wollte? Wie sind Sie in so große Armut geraten, daß Sie betteln müssen?"

Der Fremde erkannte mich nun auch. „Ach," antwortete er, „ich fuhr Ihnen von Stockholm auf einem Schiffe nach, das ich mir selbst kaufte, und kam auch damit nach Venedig. Da ich Sie und Julietta aber innerhalb von zwei Jahren nicht fand, suchte ich nach Ihnen fast in der ganzen Welt und habe dabei mein großes Vermögen zugesetzt."

„Ich will Ihnen helfen," sagte ich, „der Graf, bei dem ich hier wohne, braucht einen Läufer. Wenn Sie wollen, sollen Sie die Stelle bekommen. Der Graf ist sehr freigiebig, und da Sie keine Frau haben, werden Sie leicht in jedem Jahr hundert Taler zurücklegen können. Wenn Sie also vier bis sechs Jahre in seinen Diensten bleiben, haben Sie ein Kapital von mindestens vierhundert Talern, mit denen Sie ein Geschäft anfangen können."

Dem Fremden gefiel mein Vorschlag; er bat mich, ihn als einen Bekannten dem Grafen zu empfehlen, was ich ihm auch versprach. Schon am nächsten Tage trug ich dem Grafen mein Anliegen vor, und er nahm den Fremden als meinen Nachfolger an.

An diesem Fremden kann man lernen, daß kein Mensch zu wissen vermag, was ihm die Zukunft bringt. Wer von uns hätte wohl in Stockholm daran gedacht, daß der Mensch bei mir bettelte und mich in meiner Stellung als Läufer ablösen würde?

Der Graf gab seinem neuen Läufer zunächst einige Taler, damit er sich wieder einmal satt essen könnte, denn der Hunger stand deutlich in seinen Augen geschrieben. Ich fütterte ihn derartig, daß er nach acht Tagen wieder sehr gut aussah. Leider mußte ich an diesem Undankbaren den alten Satz erfahren: Es ist nichts schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen.

Zu eben dieser Zeit wurde nämlich meine Frau gesund und bekam ihre rote Farbe wieder. Da erkühnte sich der fremde Mensch, ihr seine Liebe zu erklären. Mainotta wies ihn natürlich energisch ab, was ihn derartig verdroß, daß er in seinem Herzen Rachegedanken nährte. Es fügte sich, daß der Graf einige Briefe erhielt und mich beauftragte, fortzureisen und meine Kaution gleichzeitig abzuliefern. Ich nahm von meiner Frau Abschied und

vereinbarte, sie sollte, sobald sie eine diesbezügliche Nachricht von mir bekäme, nachkommen. Ich schrieb denn auch, nachdem ich meine neue Stellung angenommen hatte, erhielt aber von meiner Frau keine Nachricht, und sie selbst kam auch nicht. Ich war in großer Sorge, was ihr geschehen sein möchte, nahm Urlaub und reiste zu dem Grafen zurück, um meine Frau zu holen.

Am frühen Morgen, als noch niemand von den Leuten des Grafen aufgestanden war, kam ich in Rosienne an und begab mich sogleich zu der Schlafkammer meiner Frau. Ich klopfte an.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen," rief Mainotta, „sonst will ich Ihnen schon die Wege zeigen!"

„Mach die Tür auf, meine liebe Mainotta," sagte ich.

„Ich schreie zum Fenster hinaus um Hilfe," erwiderte Mainotta, „wenn Sie es wagen, die Tür aufzusprengen; mir ist es gleich, was daraus entsteht."

Mainotta hatte mich noch nicht an der Stimme erkannt. „Ich bin doch dein Robinson," sagte ich, „mach die Tür auf, ich bin hergekommen, um dich zu holen."

„Wie, du bist da, mein geliebter Robinson," antwortete Mainotta, „mein Gott, du lebst noch? Man hat mir doch erzählt, du wärest gestorben!"

Nun endlich machte sie die Kammer auf und berichtete mir folgendes: „Mein einzig geliebter Robinson, du entsinnst dich doch noch, daß ich dir mein Leid geklagt habe, der neue Läufer hätte mich mit seiner Liebe gepeinigt. Kaum warst du von hier weg, so fing er von neuem damit an. Er wollte mich durchaus seinem Willen gefügig machen, doch glückte es mir, mich seiner zu erwehren. Nun packte ihn die Bosheit, und obwohl er uns hätte dankbar sein müssen, unternahm er einen ganz gemeinen Schurkenstreich. Der Graf ließ mich nämlich eines Tages in sein Zimmer rufen und las mir einen Brief vor, in dem geschrieben stand, du wärest unterwegs erkrankt und gestorben."

„Der Graf zeigte großes Mitleid mit mir und zog sich sogar deinetwegen Trauerkleider an. Nach einigen Tagen traf mich der Graf aber allein in der Nähe des Lusthauses. „Mainotta", sagte er, „ich habe Eurem Manne eine ganze Menge Geld als Vorschuß gegeben; nun ist er gestorben, woher wollt Ihr mich bezahlen? Wollt Ihr mir Eure Liebe schenken, so sollt Ihr nicht schlecht fahren; und wenn Ihr etwa wieder heiraten wollt, so werde ich Euch den neuen Läufer zum Manne und ein Landgut als Mitgift geben; außerdem könnt Ihr, solange ich lebe, stets auf meine Hilfe rechnen."

„Darauf wollte sich der Graf einige Vertraulichkeiten erlauben; ich wehrte mich dagegen und erklärte ihm, ich würde in meinem ganzen Leben keinen Mann mehr lieben. Trotz meinem Sträu-

den raubte er mir unterdessen mehrere Küsse. Endlich verließ er mich, und ich blieb drei Tage von ihm verschont. Als am vierten Tage aber die Gräfin nicht zu Hause war, ließ er mich abermals in sein Zimmer kommen und sagte: „Mainotta, wollt Ihr Euch denn wirklich undankbar beweisen? Ueberlegt doch einmal, wie gut ich es mit Euch meine! Euer Mann ist tot, das wißt Ihr. Nach seinem Tode seid Ihr nicht mehr verpflichtet, ihm treu zu bleiben, dagegen müßt Ihr an Eure Zukunft denken. Ich verlange weiter nichts, als daß Ihr mich einmal Euren Leib genießen laßt; dafür werde ich Euch dann glücklich machen."

„Gnädiger Herr Graf," antwortete ich, „da mein Mann gestorben und mein Versorger ein für allemal dahin ist, muß ich allerdings an mein künftiges Leben denken. Die Absicht, wieder zu heiraten, habe ich aber ganz und gar nicht. Wenn ich jedoch sozusagen mit meiner Haut die Schulden meines Mannes bezahlen soll, so will ich auf folgende Bedingung hin mich Ihnen ergeben. Am 1. Mai will ich Sie zum ersten und einzigen Male in meine Arme nehmen, aber nur in der Nacht, wenn es ganz dunkel ist, damit ich nichts sehe und auch von niemandem gesehen werde. Da ich aber möglicherweise infolge unseres Verkehrs schwanger werden kann, will ich am nächsten Tage den Läufer heiraten, wenn er mich wirklich ernsthaft zur Frau begehrt. Allerdings müssen Sie dann für ihn und für mich sorgen, so daß wir zeitlebens unser Auskommen haben."

„Ich hatte kein Bedenken, ihm solche Versprechungen zu machen; denn ich nahm mir vor, mich mit dem Gelde, das du mir zurückgelassen hattest, nach Venedig zu begeben und daselbst als Witwe zu leben; ich wollte nur den Grafen und den Läufer solange hinhalten, bis ich alles zur Flucht vorbereitet hatte.

„Nach allem Vorgefallenen und namentlich, nachdem du lebendig zurückgekehrt bist, muß ich annehmen, daß der Läufer die Triebfeder dieses gemeinen Unternehmens gewesen ist, zu dem der Graf seine Hand geboten hat."

Mittlerweile wurde es Tag, und der Läufer klopfte an die Tür. Mainotta fragte, was er wollte, worauf er erwiderte, der Herr Graf hätte dringend mit ihr zu sprechen.

„Ich werde kommen," antwortete Mainotta.

Sie ging zu ihm, und er begann sogleich: „Mainotta, ich muß eine unaufschiebbare Reise antreten, so daß ich den 1. Mai nicht abwarten kann, an dem Ihr Euch mir ergeben wollt. Aus dem Grunde sollt Ihr mir heute morgen zu Willen sein. Ich werde dann nie wieder etwas von Euch verlangen und gebe Euch aus Dankbarkeit diesen Beutel mit Gold. Außerdem werde ich Euch eine reichliche Ausstattung schenken und Euch dem Manne übergeben, mit dem Ihr glücklich leben werdet."

Während der Graf ihr den Beutel überreichte, hatte er versucht, sie an sich zu ziehen; Mainotta

hatte ihn aber zurückgestoßen und geantwortet: „Gnädigster Herr Graf! Ich bitte mir gütigst zu erlauben, daß ich mein Gelübde halte, das ich an dem Hochzeitstage mit meinem verstorbenen Manne dem allwissenden Gott bei Verlust meiner Seelen Seligkeit getan habe, daß ich nämlich, solange ich lebe, mich keinem anderen als nur meinem mir angetrauten Manne hingeben werde. Wie könnte ich also um eines kurzen Vergnügens willen, und wenn es mir auch die größten Ehren und Reichtümer einbringen sollte, meine ewige Glückseligkeit opfern! Ich will Ihnen auf jede Art meine Dankbarkeit beweisen, bitte aber meiner gnädigst zu schonen; ich schwöre bei der unendlichen Keuschheit der heiligen Jungfrau Maria, daß ich eher mein Leben lassen und meine irdische Wohlfahrt einbüßen will, als mich mit der sündhaften Liebe eines Mannes verunreinigen."

„Mainotta," hatte der Graf ärgerlich erwidert, „Ihr habt doch dem Läufer Eure Liebe angeboten. Ich glaube, Ihr könnt sie mir eher als ihm gönnen, und ich kann Euch eher als er glücklich machen. Wie kommt es, daß Ihr mir nun eine abschlägige Antwort gebt?"

„Ich schwöre bei dem allwissenden Gott," hatte Mainotta zu ihrer Rechtfertigung erklärt, „daß der Läufer Ihnen die Unwahrheit gesagt hat, indem er mich dadurch zu seinem verruchten Willen zwingen wollte."

Darauf hatte der Graf mit dem Kopf geschüttelt und geantwortet: „Mainotta, nun weiß

ich ganz bestimmt, daß Ihr keusch, tugendhaft und gottesfürchtig seid. Eure Tugenden haben mir außerordentlich gefallen, und Ihr könnt deswegen stets auf meine Hilfe rechnen. Der Läufer hat mir erzählt, Ihr hättet ihm oftmals Eure Liebe angeboten; nun erkenne ich, daß er die Unwahrheit gesprochen hat. Nehmt also diesen Beutel zum Lohn für Eure Keuschheit und wisset, daß Euer Mann noch lebt und oft an Euch geschrieben hat, Ihr möchtet ihm nachkommen. Da ich aber hörte, daß Ihr für fremde Liebe empfänglich wäret, habe ich Euch auf Veranlassung des Läufers den Tod Eures Mannes vorgeredet. Packt nun also Eure Sachen zusammen und reist ihm nach; ich werde dafür sorgen, daß Euch nicht ein Haar gekrümmt wird."

„Gnädigster Herr Graf," hatte meine Frau erwidert, „mein Mann ist gestern abend bei mir angekommen, um mich abzuholen. Ich danke Ihnen für alle Wohltaten und bitte, mir auch fernerhin Ihre Gnade zuteil werden zu lassen."

Hierauf ließ der Graf mich zu sich rufen. „Robinson," sagte er, „du hast eine gottesfürchtige Ehefrau, die weder Gold noch Geld achtet und lieber alles Ungemach, ja selbst den Tod auf sich nimmt, als daß sie die dir zugesagte Treue verletzt. Halte sie deshalb lieb und wert!"

Der Graf beschenkte mich ebenfalls mit einem Beutel Geld, so daß Mainotta und ich zusammen etwa vierzig Taler von ihm erhalten hatten. Dann

ließ er uns an den Ort fahren, an dem ich jetzt noch mit meiner Frau lebe und in meiner Eigenschaft als Amtsbote mein leidliches Auskommen habe.

Am Tage unserer Abreise aus Rosienne wurde uns noch ein besonderes Glück zuteil. Es kam nämlich zu dem Grafen ein Venezianer, der auf der Heimreise begriffen war und in Venedig ganz in der Nähe meines Schwagers Sambatti wohnte. Er kannte ihn sehr gut und erzählte uns, daß dieser vor drei Jahren eine große Erbschaft gemacht hatte. Da er uns von der Mutter meiner Frau nichts mitteilen konnte, so vermuteten wir, daß diese Erbschaft mit deren Tode zusammenhängen möchte. Infolgedessen schrieb ich an meinen Schwager in Venedig einen Brief, in dem ich ihm unseren Aufenthaltsort mitteilte und anfragte, ob meine Schwiegermutter noch lebte oder bereits gestorben wäre. Diesen Brief nahm der liebenswürdige Venezianer mit und versprach, uns sobald wie möglich Antwort zu schicken. Sein Versprechen hat er auch redlich gehalten, denn wir empfingen kurze Zeit darauf von ihm folgendes Schreiben:

„Wertgeschätzter Herr! Um mein gegebenes Versprechen zu erfüllen, begab ich mich sogleich nach meiner Ankunft in Venedig zu Ihrem Schwager Sambatti, von dem ich, ehe ich ihm noch Ihren Brief aushändigte, erfuhr, daß Ihre Schwiegermutter vor drei Jahren gestorben wäre und Herrn Sambattis ältester Schwester das bare Vermögen und Ihrer Frau das Haus nebst Garten mit der Bedingung hinterlassen hätte, daß das Grund-

stück niemals veräußert werden dürfte, sondern den jeweiligen Nachkommen ungeschmälert erhalten werden müßte. Herr Sambatti und seine Frau wünschen zu wissen, wo Sie und Ihre Frau sich aufhalten, damit Ihnen die Abschrift des letzten Willens Ihrer Schwiegermutter zugesandt werden kann. Darauf übergab ich ihm Ihren Brief und erzählte ihm Ihre und Ihrer Frau Schicksale. Ich erkundigte mich auch noch bei anderen glaubwürdigen Personen und fand Herrn Sambattis Bericht Wort für Wort bestätigt. Meines Erachtens wird es nun nötig sein, daß Sie sich mit Ihrer Frau nach Venedig begeben und dort Wohnung nehmen, damit Sie selbst Ihrer Frau Eigentum verwalten. Ich werde stets bereit sein, Ihnen zu helfen, und auch Ihr Schwager hat sich verpflichtet, Ihnen in jeder Weise mit Rat und Tat zur Hand zu gehen. Ich hoffe, Ihnen gegenüber meine Pflicht getan zu haben, und verbleibe

Ihr stets dienstwilliger
Antonio Rodrico."

In dem Briefe lag noch ein Schreiben von meinem Schwager Sambatti nebst der Testamentsabschrift. Das Schreiben enthielt die Aufforderung, nach Venedig zu kommen und von unserem Erbteil Besitz zu ergreifen, bis dahin aber die Verwaltung unseres Grundstücks einer zuverlässigen Person anzuvertrauen. Wir mußten also überlegen, was wir tun wollten. Haus und Garten durften nach den Bestimmungen des Testaments nicht verkauft wer-

den; andererseits konnte ich mich nicht entschließen, mein Amt niederzulegen und in Venedig Wohnung zu nehmen. Wenn wir auch die Kaution zurückbekamen, so kostete doch die Reise ein schönes Stück Geld, und wie bald sind vierhundert Taler dahin, zumal wenn man keinen sonstigen Verdienst hat!

Aus dem Grunde nahm ich einige Tage Urlaub und fuhr zu meinem ehemaligen Herrn, dem Grafen, zeigte ihm Testament und Briefe und bat ihn um seinen Rat.

„Robinson," sagte er, „ich will für dich sorgen. Du sollst demnächst eine einträglichere Stellung bekommen, in der du bei verständiger Wirtschaft jährlich einige hundert Mark wirst sparen können. Ich rate dir daher folgendes. Du und deine Frau, Ihr seid in dem besten Alter, Ihr könnt in einigen Jahren ein ganz schönes Kapital zusammen haben, mit dem etwas anzufangen ist. Dann ist es immer noch Zeit, nach Venedig zu gehen und dort den Rest deines Lebens mit deiner Frau zu verbringen."

Diesen Rat befolgte ich denn auch und trug meinem Schwager auf, Haus und Garten zu verpachten und das Geld für mich sicher anzulegen, zumal das Testament meiner Schwiegermutter die Bestimmung enthielt, daß meine Frau und ich zeitlebens den Nießbrauch haben sollten; falls wir aber ohne eheliche Nachkommen sterben würden, sollte das Grundstück an die Kinder der Schwester meiner Frau fallen. Da Mainotta sich schon zu Rosienne gesegneten Leibes befand und hier an

dem Orte, wo wir jetzt leben, eines gesunden Knaben genas, so hoffen wir, daß wir noch weitere Erben bekommen und in einigen Jahren von unserer Erbschaft Besitz ergreifen werden.

Aus dieser meiner Lebensgeschichte wird der geneigte Leser manche gute Lehren ziehen können und die oft wunderbaren Schicksale des menschlichen Lebens bewundern müssen. Diejenigen, die jetzt im Schoße des Glückes zu sitzen glauben, sollten bedenken, daß ihnen bald genug etwas begegnen kann, das sie aus dem Paradiese der weltlichen Wohlfahrt stößt, und die, die jetzt vor Schmerz und Kummer vergehen und Hunger und Verachtung von allen Seiten zu erdulden haben, sollten sich an meinem Beispiel trösten und davon überzeugt sein, daß Sturm und Unwetter nicht ständig toben und wüten.

So bediene sich denn jeder meiner geschilderten Lebensgeschichte zu vergnüglichem Zeitvertreib und hoffentlich ersprießlichem Nutzen.

Der Niedersächsische Robinson

Bearbeitet und herausgegeben
von
Maximilian Lehnert

Raben-Verlag
G. m. b. H.
Charlottenburg

Der Niedersächsische Robinson.*)

Wenn man die göttliche Fürsorge und die wunderbare Führung der Menschen auf dieser Welt betrachtet und bei sich erwägt, wie der große Gott denen, die einander gleich sind, ganz ungleiche Gaben, denen, die einander ungleich, ganz gleiche, und denen, die am schlimmsten sind, die größten Gaben gibt, so muß man gestehen, daß Gottes Gerichte unbegreiflich und seine Wege unerforschlich sind. Wenn wir gar überlegen, in welchen Gefahren wir Menschen von Kindesbeinen an täglich schweben, so stehen einem die Haare zu Berge.

Von der Natur sind alle Dinge dieser Welt der Veränderung und dem Wechsel unterworfen; deswegen ist es töricht, darüber zu erschrecken, wenn uns etwas Widriges begegnet, da uns ein einziger Monat in der Schule der Anfechtung mehr als die Grundsätze des Aristoteles in sieben Jahren lehrt. Wir sind auch nicht imstande, über menschliche Ereignisse ein richtiges Urteil zu fällen, wenn wir nicht

*) Der genaue Titel des Originals lautet:

Niedersächsischer Robinson, Oder Joh. Friedrich von Klencken, Eines Niedersächsischen Edelmanns gethane Reisen, Unglückliche Gefangenschafft, Und Wunderbarliche Befreyung etc. Zu lehrreicher Belustigung Curioser Liebhaber Von Ihm selbsten auffgesetzt und beschrieben. Franckfurth Anno 1724.

zuvor die Tücke des Glücks gefühlt haben; Widerwärtigkeiten, die wir glücklich überwunden haben, sind den Winden gleich, die, wenn sie die Bäume nicht umreißen, durch die Erschütterung ihre Wurzeln nur um so fester machen.

Ein gutes Beispiel für das oben Gesagte gibt uns ein adliger Junker, namens Johann Friedrich von Klencke, gebürtig aus dem adligen Hause Oehrssen in der Grafschaft Spiegelberg, Amt Coppenbrügge. Sein Vater war der weiland wohlgeborene Herr Matthias von Klencke, Erbherr zu Oehrssen, im Jahre 1701 gestorben, seine Mutter die wohlgeborene Frau Elisabeth Margaretha von Friesenhausen, die bei ihrem 1710 erfolgten Tode zehn Kinder, drei Söhne und sieben Töchter, in ziemlicher Dürftigkeit hinterließ.

Seine hochfürstliche Durchlaucht Carl, Landgraf zu Hessen-Kassel, befahl durch besonderes Reskript den Coppenbrüggeschen Beamten, den Waisen einen Vormund zu bestellen. Ein daselbst wohnender Doctor juris wurde zum Vormund ausgesucht und dem ältesten Sohne unter gewissen Bedingungen die Bewirtschaftung des Gutes übertragen. Da aber diese numerosa proles dem Gutsherrn recht beschwerlich fiel, nahmen einige vornehme Adlige einen Teil der Kinder zu sich. Obengenannter Johann Friedrich von Klencke trat 1710 im sechzehnten Lebensjahre in kurfürstlich-braunschweig-lüneburgische Kriegsdienste; er kam in das Regiment des Herrn Oberst von Knöbel und in die Kompagnie des Hauptmanns Johann Wilhelm von Chronen als

Kadett; nach Ablauf von achtzehn Monaten nahm er am 2. März 1712 seinen Abschied und trat in die Leibkompagnie des Regiments Mellvil als Kadett ein, begab sich mit diesem Regiment nach Bouchain in Brabant, wurde hier Fourier und ging, als die holländischen Truppen nach England übersetzten und die Kurhannoversche Armee von Celle nach Mastrich beordert wurde, mit dahin.

Wie es nun im menschlichen Leben nichts Verächtlicheres gibt als einen jungen Mann, der in seiner Jugend zu nichts taugt und als ein inutile terrae pondus anzusehen ist, und andererseits ein solcher besonders zu loben ist, der darauf bedacht ist, die Welt kennen zu lernen und sein Glück zu suchen, so ist doch das alte und wahre Wort zu berücksichtigen: Große Pläne erfordern große Ueberlegungen und brauchen Zeit, um reif zu werden, da sonst unzeitige Früchte zum Vorschein kommen. Als dieser adlige Jüngling fünf Jahre in braunschweig-lüneburgischen Diensten gestanden hatte und man dem Frieden entgegensah, trat er in venetianische Dienste über und wurde bei der Kompagnie des Majors Baron von Wurm Sergeant. Mit anderen Rekruten reiste er von Mastrich über Frankfurt nach Venedig und wurde, nachdem er daselbst sechs Wochen auf dem Castel Lido gelegen hatte, von seinem Oberst von Heuser als Feldwebel nebst hundertachtzig Mann auf ein nach Korfu gehendes Kauffahrteischiff kommandiert. Zu diesem Transport hatten die Venezianer ein französisches Schiff angenommen, das vor Venedig lag und von einem

katholischen Kapitän befehligt wurde. Bald nach der Abfahrt gerieten die Bootsleute mit der Mannschaft und die Offiziere mit dem Kapitän in Streit, weil die Matrosen als Katholiken nicht bei dem evangelischen Gottesdienst die Mützen abnehmen wollten. Da zeigte sich der Sinn der Worte des Papstes Sixtus V.: Wer wüßte, wie die Torheit in der Welt regiert, der würde sich nicht wundern, wenn er Papst geworden wäre.

Als dieser Transport nach vierzehn Tagen auf die Höhe von Korfu kam, wurde er einer auf ihn zusegelnden Galeotte gewahr, die das Schiff für ein venezianisches hielt. Darauf feuerte ein großes Kriegsschiff, das daselbst als Wache vorgeschoben war, zum Zeichen, daß es eine türkische Galeotte war, eine Kanone ab. Obwohl die Vorsicht das rechte Auge der Klugheit ist, so verstand der Kapitän den Schuß nicht oder wollte ihn nicht verstehen und segelte daher der türkischen Galeotte geradenwegs in die Hände. Zu spät auch merkte er, daß sich während des Aufenthalts im Golf von Venedig die türkische Flotte diesseits und die venezianische Flotte jenseits Korfu auf die Lauer gelegt hatten. Der gesamte Transport einschließlich des Kapitäns, der Matrosen und der deutschen Mannschaft wurde von den Türken gefangen genommen und auf die verschiedenen Schiffe verteilt. Klencke und ein Graf Carl Cittardel, der seinem Vetter, einem venezianischen General, nach Corfu nachreiste, wurden auf eine Galeere gebracht und hier an die Ruder angeschlossen. Da mußten die beiden die Wahrheit

des alten Satzes erfahren: wer bei den Hunden liegt, muß mit Flöhen aufstehen.

Eine richtige Beschreibung dieses elenden, betrüblichen und jammervollen Sklavenstandes vermag keine Feder zu geben und kein Mund auszusprechen. Dem Grafen Carl und Klencke wurden sogleich die Haare abgeschnitten, sämtliche Kleider vom Leibe gerissen und ihnen Sklavenanzüge, linnene Hosen und rote Mützen, gegeben. Unter harten Prügeln mußten sie am Ruder sitzen und konnten nachts kaum den Kopf zur Ruhe legen. Täglich reichte man ihnen nur Wasser und drei Viertelpfund Brot. Der deutsche Kapitän starb bereits in der sechsten Nacht auf der Galeere am Ruder vor Bekümmernis; sein Leichnam wurde ins Meer geworfen.

Nachdem sie etwa zehn Tage als Sklaven auf der Galeere gewesen waren, fand am frühen Morgen angesichts beider Flotten auf dem Lande eine Schlacht zwischen Türken und Venezianern statt; schon nach wenigen Stunden kamen die Türken in voller Flucht an den Strand, wo sie von ihren Schiffen und Galeeren aufgenommen und in Sicherheit gebracht wurden. In derselben Nacht fuhr die türkische Flotte nach Napoli di Romania, wo sie vierzehn Tage in Ruhe liegen blieb; dann segelte sie nach der Insel Scio und legte sich vier Wochen vor Anker. Von hier nahm die Flotte den Weg nach Konstantinopel, während die Galeeren nach Metelino ruderten, wo die Sklaven, zu zweien aneinander-

geschlossen, an Land gebracht wurden, Holz hacken und auf die Schiffe bringen mußten.

Die Zahl der Galeeren betrug zwanzig; auf jeder Seite einer Galeere standen dreißig Bänke, und auf jeder Bank saßen sechs Sklaven; es mußten demnach dreihundertundachtzig Sklaven rudern. Die Galeere, auf der Klencke seine Sklavendienste verrichtete, befehligte der Sohn des türkischen Bassa Anagusien, der der Kommandeur der gesamten Flotte war. Dieser Sohn war ein grausamer Barbar, der unter anderem, als die Sklaven bei dem Kanal Gallipoli des widrigen Windes wegen nicht an den anderen Galeeren vorbeirudern konnten, jeden einzelnen mit zweihundert Stockschlägen bestrafte, die namentlich Klencke und der Graf Carl besonders schmerzlich empfanden.

In Konstantinopel angelangt, mußten die Sklaven auf den Kriegsschiffen arbeiten, sie ohne Strümpfe und Schuhe in Ordnung bringen, den Ballast, der aus Steinen bestand, heraustragen und von früh bis in die späte Nacht alle erdenklichen schweren Dienste leisten. Als Beköstigung gab es auch hier außer Wasser täglich dreiviertelpfund Zwieback, nur am Mittwoch und Sonnabend einen Brei aus Schrot, mit dem man sonst die Schweine zu mästen pflegte.

Trotz aller Bemühungen Klenckes, sein Elend nach Hause zu berichten, gelang es ihm nicht, zumal zu seinem Unglück sich in Konstantinopel kein kaiserlicher Gesandter befand, der ihm hätte helfen können.

Auf der Rückreise von Korfu ließ der Bassa Anagusien, der, wie gesagt, die ganze Flotte befehligte und nicht daran dachte, daß die Verschwiegenheit ein Schlüssel zur Klugheit und ein Heiligtum der Weisheit wäre, seinen Hasadar, den Rechnungsführer der Schiffe, einer geringfügigen Ursache wegen, durch zwei Sklaven an dem Mastbaum aufhängen. Hasadars Angehörige beschwerten sich aus Wut über diese eigenmächtige und ungerechte Handlungsweise bei dem türkischen Kaiser, bei dem sie in großem Ansehen standen, daß der Bassa sich zum Vorteil der Venezianer unverrichteter Sache von Korfu zurückgezogen hätte. Der Bassa wurde sogleich festgesetzt und mußte zu seinem Leidwesen erfahren, daß große Verdienste und hoher Ruhm einem starken Winde und breiten Segeln gleichen, die oft das Schiff zum Kentern bringen, und daß, wenn der Baum zu fallen beginnt, ein jeder herzueilt, Reiser zu sammeln.

Sobald der Winter vorüber war, lief die ganze Flotte unter dem Kommando des Bassa Mesomort wieder nach Morea aus, um im Mittelländischen Meere die venetianische Flotte auszuspüren, wobei es zu verschiedenen Gefechten kam. Dabei geschah es eines Tages, daß ein portugiesisches Schiff, das im Verbande der Venetianer fuhr, mit verdeckten Kanonen auf das Schiff des türkischen Bassa losging und es derartig aus der Nähe bombardierte, daß es trotz seiner hundertundzehn Kanonen vollständig vernichtet worden wäre, wenn nicht im letzten Augenblick ein anderes türkisches Schiff,

„Das weiße Pferd" mit Namen, herbeigesegelt wäre und ihm Hilfe gebracht hätte.

Auf dieser Reise erkrankte Klencke an der roten Ruhr, und nur dem Mitleid eines Bedienten des Sohnes des Bassa Anagusien, der ihn heimlich mit Wein stärkte, verdankte er sein Leben; er genaß schließlich mit Hilfe des großen Gottes. Da in diesem Sommer sich nichts Sonderliches auf der See ereignete und die ganze Flotte nebst den Galeeren über Chio und Metelino den Rückweg nach Konstantinopel nahm, wurden die Sklaven den Winter über mit harter Arbeit unter Hunger und Durst gequält. Im Frühjahr lief die Flotte, die völlig wieder in Stand gesetzt war, von neuem aus, nachdem der Bassa Anagusien begnadigt worden, aber unter dem Kommando des Bassa Mesomort mit einer untergeordneten Stellung beauftragt war; er wurde Befehlshaber der Galeere, auf der sein Sohn Offiziersdienste tat und Klencke Sklavenarbeit verrichtete. Die Strafe, unter eines anderen Befehl zu stehen, empfand er nicht allzu beschwerlich; er dachte offenbar wie der berühmte Maler Tizian, der deswegen grobe Arbeit tat, weil er bei solcher lieber der erste als bei zierlicherer der letzte sein wollte. Mit seiner Galeere, auf der sich dreihundert Türken und fünfhundert Sklaven befanden, sonderte er sich von den anderen Schiffen ab, machte die Griechen bei Neapoli Nigroponte und in der Umgegend von sich abhängig, versah die Galeere reichlich mit Lebensmitteln, wie Oel, Butter, Schafen, Hühnern und Korn, und trat von nun ab als See-

räuber auf. Unterwegs traf die Galeere den Korsaren Tourtin, der als Kapitän ein Malteſiſches Raubſchiff führte; als man ſich eben zum Angriff fertig machte, erſchien hinter einer Inſel ein Kauffahrteiſchiff, das der Baſſa ebenfalls für ein Raubſchiff hielt. Um es in ſeine Gewalt zu bekommen, mußten die Sklaven unter Prügeln und Schlägen achtundvierzig Stunden ununterbrochen rudern; des Baſſas Sohn ermordete in einem Wutanfall zwei von den Sklaven mit ſeinem Schwert, wobei er überſah, daß der Zorn wohl die Bruſt eines weiſen Mannes berühren kann, aber in dem Buſen eines Narren eine Ruheſtätte findet. Als der Sturm die Segel zerriß, die aber aus Angſt vor Tourtin nicht heruntergelaſſen werden ſollten, befahl des Baſſas Sohn einem Sklaven, hinaufzuſteigen und die Segel zu flicken. Da der Sklave ſich des Sturmes wegen dazu nicht verſtehen wollte, ließ des Baſſas Sohn ihn mit einem Ohre an den Maſtbaum annageln.

Aus Furcht vor Tourtin zog ſich die Galeere ſchließlich nach Negroponte zurück, wo des Baſſas Sohn aus Angſt, ein Chriſtenſklave werden zu müſſen, krank wurde und am zweiten Tage ſtarb, worüber unter den ſämtlichen Sklaven große Freude herrſchte, wie ſchon Cicero, der pater eloquentiae, mit Recht ſagt: Wen man fürchtet, den haßt man, und wen man haßt, dem wünſcht man den Tod. Der Barbar wurde in Negroponte begraben; ſein Kopf wurde vorangetragen, und ſein Vater folgte ihm mit weinenden Augen.

Da der Bassa von Negroponte nicht wußte, daß sich Anagusien auf eigene Faust von der Flotte getrennt hatte, bewies er ihm alle mögliche Ehrenbezeugungen, worauf dieser als Dank für die Aufnahme die umwohnenden Griechen brandschatzte, Erpressungen vornahm und schließlich nach Rhodus fuhr, wo er von dem dortigen Bassa freundlich aufgenommen und reichlich mit Lebensmitteln versehen wurde.

In Rhodus wurde Klencke zur Arbeit bei den Handmühlen kommandiert; als er sich eines Tages zum Ausruhen hinsetzte und sich umsah, kam der Bassa auf ihn zu und fragte ihn, was für ein Landsmann er wäre. Er antwortete: „Ein Deutscher." Sogleich ließ ihm der Bassa zweihundert Schläge geben, und er wurde wieder an das Ruder angeschlossen.

Von Rhodus ging die Fahrt nach Cypern, wo sich ein festes Kastell befand. Am Ufer wurde ein kleines Schiff angetroffen, auf dem sich kein Mensch, wohl aber dreihundert Ballen Reis vorfanden. Das Schiff wurde hinten an der Galeere befestigt. Mit diesem Schiffe hatte es folgende Bewandtnis: Ein Maltesisches Raubschiff hatte es mit sich geführt, es aber losgelassen, als zwei große türkische Seeräuber erschienen. Aus Angst vor diesen flüchteten die Malteser in einen Hafen in der Nähe von Antiochia, wo sie versteckt liegen blieben. Als der Bassa Anagusien das Schiff sah, ruderte er darauf zu, nahm es als gute Prise und fand bei näherem

Nachsuchen Reis, Kaffee, Bohnen, Linsen sowie einen Haufen Gold vor. Die Malteser selbst steuerten nach Cypern und teilten dem Kommandanten auf dem Kastell des Bassas Ankunft mit, der unter großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde.

Da der Bassa Anagusien einen vom türkischen Kaiser ausgestellten schriftlichen Befehl vorweisen konnte, daß er mit der Flotte von Konstantinopel absegeln sollte, und niemand wußte, daß er sich in seeräuberischer Absicht von den anderen Schiffen getrennt hatte, wurde er überall freundlich aufgenommen und ihm gerade auf Cypern der Beutel ordentlich gespickt. In der nicht unrichtigen Annahme aber, daß sein wahres Treiben entdeckt werden möchte, nahm der Bassa schon nach kurzer Zeit seinen Weg nach Smyrna, wo er Frau d'Holland seine Ankunft wissen ließ. Der Ehemann dieser Frau d'Holland war daselbst Konsul gewesen und sie selbst nach seinem Tode als Regentin und Konsulin eingesetzt worden. Sie regierte wie eine Fürstin und war ihres großen Reichtums wegen weit bekannt; auch stand sie bei dem Kaiser in großem Ansehen, der ihr alle Wünsche erfüllte. Angusien kannte sie schon von früheren Reisen und wurde äußerst freundlich von ihr empfangen. Er überließ ihr das eroberte Schiff mit der Hälfte seiner Sklaven und der Weisung, es dem Kaiser als Geschenk zu übersenden; dann fuhr er nach der Insel Schoppel, nachdem Frau d'Holland allen deutschen, holländischen und englischen Sklaven je zwei Hemden und drei Goldstücke geschenkt hatte.

Inzwischen hatte der Bassa Anagusien durch seine Freunde in Chios zwei Galeotten bauen lassen und in Smyrna eine Tartane gekauft, die er mit Türken bemannte. In Schoppel mußten ihm die dortigen Griechen Lebensmittel, wie namentlich Schafe, Hühner und Honig in großer Menge liefern. Da ihnen auch befohlen war, daß eine gewisse Menge Wein eingeladen werden müßte, mit dem sich die Sklaven beim Rudern stärken sollten, wurden verschiedene Fässer Wein auf das Schiff gebracht, wobei ein Grieche half, der dem Bassa bekannt vorkam.

Der Bassa fragte ihn, ob er nicht früher bei den Venezianern in Kriegsdiensten gestanden hätte. Auf seine bejahende Antwort fragte der Bassa weiter, ob er ihn kenne und sich daran noch erinnerte, daß er ihm in Venedig eine Ohrfeige gegeben hätte. Als der Grieche auch das bejahte, ließ er ihn sogleich an den Mastbaum binden und nach zwei Stunden ins Meer werfen. So zeigte sich wieder die Wahrheit des alten Spruches: Gunstbezeigungen werden in Glas geschrieben, Beleidigungen aber in Marmor eingegraben. Als am folgenden Morgen des Griechen Frau und Kinder kamen und sich über den Verlust ihres Mannes und Vaters beklagten, lachte sie der Bassa nur aus.

Nachdem der Bassa in der ganzen Umgegend geplündert und reiche Beute gemacht hatte, nahm er seinen Kurs wieder nach Smyrna und suchte bei Frau d'Holland in Erfahrung zu bringen, ob Nach-

richten vom Kaiser aus Konstantinopel bei ihr eingegangen wären. Sie versicherte ihm, sein Geschenk wäre gnädigst angenommen worden; auch sollten ihm auf des Kaisers Befehl dreißig Beutel Gold zur Belohnung gegeben werden, weil er mit seiner Galeere solche hervorragenden Taten ausgeführt hätte; jedoch sollte er sich in keinen Städten oder Kastellen finden lassen, dafür aber dürfe er der Räuberei auf der See obliegen. Zu dem Zwecke schicke ihm der Kaiser noch zwei Schiffe. Mit diesen durchstreifte er denn tatsächlich das Mittelländische Meer und machte überall, wo er konnte, große Beute.

Bei Tripolis ging er mit seinen zwei Kriegsschiffen, zwei Galeotten und einer Tartane an Land und schiffte die gesamte Mannschaft aus, in der Absicht, sich des ganzen Landes zu bemächtigen, dessen Bassa er ehemals gewesen war. Zuvor hatte er allen Sklaven die Freiheit versprochen, wenn er Tripolis bezwungen haben würde. Da aber die Mohren grausam mit ihm umsprangen, mußten sich alle wieder auf die Schiffe zurückziehen. Der Bassa schickte also seine Galeere nebst den beiden Galeotten nach Smyrna zurück, während er sich mit der Tartane nach Algier begab und die beiden vom Kaiser geschickten Kriegsschiffe wieder nach Konstantinopel fuhren. Ein adliger Kapitän, der aus Frankfurt gebürtig, aber Türke geworden war, nahm sich aus Verzweiflung über den Mißerfolg selbst das Leben.

Klencke saß also wieder vor Smyrna auf der Galeere, als die Nachricht dorthin drang, zwischen

dem Kaiser und den Venezianern wäre der Frieden geschlossen und die Gesandten befänden sich bereits auf dem Wege nach Konstantinopel; alle Gefangenen könnten demnach bestimmt mit der baldigen Freiheit rechnen. Gleich nach Bekanntwerden dieser Kunde erschien aber ein Mohrenkaufmann auf der Galeere, um einige junge Sklaven zu kaufen. Noch in derselben Nacht wurden neun, unter ihnen auch Klencke, heimlich vom Schiffe in einer Barke nach Chios gebracht. Klencke, der Hunger und Kummer reichlich ausgestanden hatte, betete zu seinem Gott, daß er ihn ans Land kommen lassen möchte, wo er gern noch schwerere Arbeit als an Bord verrichten wollte. Der Kaufmann segelte mit seinen neuen Sklaven nach Serigo, und Klencke wurde mit einem Franzosen an die Ruderbank angeschlossen. Dieser, ein geübter Schwimmer, bemerkte eines Nachts, daß die Wache eingeschlafen war, und sagte Klencke, jetzt wäre die Gelegenheit zur Flucht günstig. Mit diesen Worten warf er sich ins Wasser. Die Kette, mit der beide zusammengeschlossen waren, blieb aber an dem Haltetau des Schiffes hängen, und aus Furcht, daß der Franzose ihn ins Wasser hinabziehen möchte und beide in die Gefahr des Ertrinkens kämen, erhob Klencke ein lautes Geschrei. Die Wache wurde munter und zog beide wieder an Bord. Am nächsten Morgen erhielt der Franzose für diesen Fluchtversuch zweihundert und Klencke hundert Stockschläge. Darauf beschwerte sich Klencke über den Franzosen, der stets ein loses Maul gehabt und dafür schon mehr Prügel bekommen hatte, und er-

reichte wenigstens das eine, daß er allein an beiden Beinen gefesselt wurde. Die Liebe zur menschlichen Gesellschaft ist nur natürlich, aber die Wahl der richtigen Gesellschaft ist ein Werk der Tugend und der Klugheit.

Endlich gelangte man nach Afrika; Klencke wurde in Tunis zum Verkauf auf den Markt geführt und für hundertfünfzig Taler an einen Steinhauer verkauft, bei dem er sechs Wochen lang Steine hauen mußte. Da ein Mitsklave von ihm aber ein stattlicher Russe war und Klencke nicht ebenso schnell wie dieser arbeiten konnte, worüber beide öfters in Streit gerieten, bat er seinen Herrn, ihm einen anderen Gehilfen zu geben. Sein Herr führte ihn wieder auf den Markt und verkaufte ihn für hundertundfünfzig Taler an Ali Day Sala Turco, der Klencke sogleich mit zu sich ins Haus nahm. Hier besah er ihn von oben bis unten, auch seine sämtlichen Zähne und fragte ihn, wer und woher er wäre und ob er sich völlig gesund fühlte, worauf er erwiderte, er wäre der Sohn eines deutschen Bauern, der zu Hause nicht gut getan hätte, deswegen in den Krieg gegangen und gefangen genommen wäre.

Sein neuer Herr vertraute ihm die Pflege seiner Pferde an; er mußte außerdem Wasser tragen, Holz hacken, das Haus ausfegen, Kaffee kochen, jeden Morgen Fleisch holen und sonstige Hausarbeiten verrichten. Der Day hatte vordem zu Constantin regiert und war beschuldigt worden, daß er ungerecht gewesen wäre. Der Pöbel hatte

ihm deswegen nach dem Leben getrachtet; er war aber zu dem Day von Tunis geflüchtet, der ihm in seinem Hause eine gastliche Stätte bot.

Als Klencke hier vier Wochen in Diensten gestanden hatte, erkrankte des Days zwölf Wochen altes Kind, das eine Mohrin zur Amme hatte, an Krätze; der Day sagte ihm, die Milch der Amme wäre zu ungesund für das Kind; er hätte früher einmal einen Spanier gehabt, der ihm ein anderes Kind ohne Amme aufgezogen hätte, ob er wohl auch ein Kind aufzuziehen verstände. Klencke erklärte sich ohne langes Besinnen dazu bereit, jedoch unter der Bedingung, daß ihm dasselbe gegeben würde wie dem Spanier und daß er keine anderen Arbeiten zu verrichten brauchte. Das wurde ihm zugestanden.

Er nahm also das zwölfwöchige Kind zu sich, gab ihm statt des üblichen Milchpfropfens einen mit Zucker gefüllten Beutel in den Mund, kochte ihm einen Milchbrei aus Ziegenmilch und fütterte so das Kind, das bei ihm schlafen und das er sauber halten mußte. Wie wenig erfreulich und mühsam ihm diese Arbeit auch war, so erschien sie ihm doch der Sklaverei gegenüber ganz leidlich, wenn er nur nicht jedesmal, wenn das Kind weinte, Prügel bekommen hätte und ihm fünfhundert Stockschläge in Aussicht gestellt worden wären, wenn das Kind krank würde. Infolgedessen sagte er auch einmal zu seinem Gebieter: „Mein Herr, ich tue, was ich kann; warum schlägst du mich so grausam?“ Sein Herr antwortete ihm: „Du Hund, wenn ich dich

ordentlich strafe und prügle, komme ich in den Himmel."

Nach Jahr und Tag schenkte ihm sein Herr ein Paar Schuhe; da aber die Hitze und die Steine seine Füße verdorben hatten, konnte er sie nicht anziehen. Aus Wut warf sein Herr ihm ein Stück Holz an den Kopf, daß er wie tot umfiel und sich erst allmählich erholte.

Es kam zwar um diese Zeit ein französischer Gesandter nach Tunis, um die Freilassung der französischen Sklaven durchzusetzen; aber auch er konnte Klencke nicht aus der Gefangenschaft befreien, obwohl er auf einem französischen Schiff festgenommen war.

Eines Tages wurde Klencke zu einem Geistlichen geschickt, um eine Schuld, die für seinen Herrn fällig war, bei ihm einzutreiben. Statt der Bezahlung versetzte der Geistliche ihm mehrere Schläge, worüber auf der Straße ein Tumult entstand, so daß sein Herr mit einem Säbel herbeieilte. Klencke hatte gerade das Kind auf dem Arm und wurde deswegen von seinem Herrn in Sicherheit gebracht, bekam aber trotzdem mehrere Schläge, weil er den Geistlichen gequält hatte.

Der Herr hatte viele Frauen und neun Sklavenjungen im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren, die er als Frauen gebrauchte; wollten sich die Jungen zu solcher Sodomiterei nicht hergeben, wurden sie grausam und unbarmherzig geschlagen.

Die Frauen, die öfters abgeschafft und durch andere ersetzt wurden, ließen sich überhaupt nicht sehen; jede hatte ihr eigenes Zimmer und eine Mohrin als Aufwärterin; das Essen wurde ihnen in die Zimmer gebracht, die sie niemals verlassen durften, und wenn wirklich dies doch geschah, mußten sie das Gesicht dicht verschleiert haben. Daher kam es, daß Klencke nur ein einzigesmal die Mutter des von ihm groß gezogenen Kindes sah; sie hatte die Augenbrauen schwarz gefärbt und trug an der Stirn schwarze Flecken, während die Lippen, die inwendige Hand, die Nägel an Händen und Füßen rot und die Fußsohlen schwarz gefärbt waren — alles das, weil der Herr ein vornehmer Mann war.

Die Weiber sitzen also jede einzeln in ihrer Kammer, haben eine Aufwärterin und einen Eunuchen bei sich, der aufpaßt, daß eine jede ihre Schüssel mit Essen bekommt; im übrigen bekümmert sie sich um nichts. Daher werden sie dick, faul und gemästet und warten nur auf die Besuche ihres Mannes. Unter den Eunuchen war einer, dem alles glatt am Körper abgeschnitten war, so daß er, wenn er Urin lassen wollte, ein silbernes Röhrchen einstecken mußte. Solche Eunuchen sind ganz besonders teuer, da der Schnitt nicht immer gerät und viele elend daran zugrunde gehen müssen.

Zu der Zeit meiner Anwesenheit bei meinem Gebieter heiratete sein Sohn eine Griechin, die Christin gewesen, aber Türkin geworden war. Die Festlichkeiten bei einer solchen Hochzeit gehen fol-

gendermaßen vor sich: Drei Tage vor der Hochzeit kommen zwei Muffti, d. h. Stadtpfaffen, zu dem Bräutigam ins Haus; hier wird ihnen, da die Türken bekanntlich keinen Wein trinken, ein aus Wasser mit Honig gemischtes Getränk, sogenannter Sorbet, in einem Becher vorgesetzt; ferner wird einem jeden von ihnen etwas Rosenwasser in die Hände gegossen, womit sie sich Gesicht und Bart bestreichen. Darauf findet die Verschreibung zwischen Braut und Bräutigam statt, wobei allerdings die Braut nicht zum Vorschein kommt, sondern nur zwei oder drei von ihren verheirateten Bekannten. Nach dieser Verschreibung werden die eigentlichen Anstalten zur Hochzeitsfeier getroffen: zwei Ochsen und zehn Schafe werden nach jüdischer Art geschlachtet; das gesamte Fleisch wird von den Knochen abgeschnitten und in unzähligen kleinen Töpfen aufs Feuer gesetzt.

Am Hochzeitstage versammeln sich alle Gäste männlichen Geschlechts oben im Hause des Bräutigams, während die Frauen verschleiert unten bleiben. Ehe man zum Essen geht, müssen sich alle Gäste waschen und nach türkischer Art die Schuhe vor dem Gemache ausziehen. Die Speisen bei der Hochzeit des Sohnes meines Herrn bestanden aus dickem Reis, Schaf- und Rindfleisch, Hühnern, Backwerk, Rosinen mit Makronen zusammengekocht, einem Mehlbrei, dem sogenannten Kuskus, der an der Luft getrocknet ist, Honig, Oliven und zuletzt einer Suppe. Als Getränk gab es nur Wasser und Sorbet. Nachdem sich nach der Mahlzeit wiederum

alle gewaschen hatten, wurden Kaffee, Tabak und Pfeifen herumgereicht. Die Männer gingen darauf nach Hause, während die Weiber dablieben. Am Abend wurde der Bräutigam durch zwei Sklaven, deren einer Klencke war und die jeder ein Wachslicht trugen, zu der Kammer geführt, in der die Braut bereits auf ihn wartete. Die Sklaven verschlossen die Tür hinter dem jungen Paare und die Frauen begannen zu schreien: „Ir, ir, ir!", während gleichzeitig auf Trommeln und anderen höchst sonderbaren Instrumenten ein wahrer Höllenlärm vollführt wurde, bis schließlich der junge Ehemann mitten in der Nacht das Hemd oder die Hosen der jungen Frau vor die Tür warf. Sogleich stürzten sich die Weiber auf dieses Kleidungsstück, und nachdem sie die junge Frau als bisherige Jungfer erkannt hatten, fingen sie von neuem mit dem Lärm an, womit die Hochzeitsfeier ihr Ende erreichte.

Am nächsten Morgen erst bekam der Bräutigam die Braut zu Gesicht, und erst dann hat er sich zu entscheiden, ob er sie behalten oder mit dem, was die Muffti als Brautschatz bestimmen, wieder gehen lassen will. Der Sohn von Klenckes Herrn behielt seine Frau, die Klencke niemals sah, solange er dort war.

Eben diesen Sohn fand der Vater geraume Zeit später bei einer Mohrin, die seine Sklavin war, wobei Klencke ihm das Licht tragen mußte. Der Vater nahm das so übel, daß er am folgenden Tage die Mohrin von seinen Sklaven niederwerfen

und sie derartig auf die Fußsohlen schlagen ließ, daß diese platzten; der geschlechtliche Verkehr mit Sklaven oder Sklavinnen gilt nämlich für ebenso verächtlich wie der mit dem Vieh.

Zu eben dieser Zeit kam ein griechischer Kaufmann zu einer Türkin, die eines Geistlichen Frau war, und bot ihr vierundzwanzig Taler an, wenn sie bei ihm schlafen würde. Die Türkin wurde mit ihm einig, der Grieche ging zu ihr, schlief bei ihr und zahlte ihr die vereinbarte Summe aus. Darauf warf er seinen Turban auf die Erde und sagte: „Verflucht seien alle, die solchen Turban tragen!" Als die Türkin sah, daß der Grieche auf dem Kopf Haare hatte und also kein Türke war, wurde sie sehr bestürzt. Der Grieche verließ darauf das Haus, und in der Tür begegnete ihm der Hausherr, der ihn fragte, was er in seinem Hause zu tun gehabt hätte. Da der Grieche keine Antwort gab, führte ihn der Herr auf das Kastel zum Verhör, wobei der Grieche seine Tat bekannte. Vier Tage darauf wurde des Geistlichen Frau rückwärts auf einem Esel sitzend zum Tor hinaus zu einem Scheiterhaufen geführt, wo sie mitansehen sollte, wie der Grieche den Flammentod erleiden würde. Dieser hatte sich aber mit Geld losgekauft, wobei der englische Konsul ihm behilflich gewesen war; er wurde nur geprügelt und zum Sklaven gemacht. Infolgedessen erfaßte den Pöbel eine solche Wut gegen alle Christen, daß man den Griechen in Stücke hauen und die Ehebrecherin ins Gefängnis werfen wollte. Lange Zeit später noch hat Klencke ihm, wenn sein Herr bei seinen Frauen

war, warmes Wasser über den nackten Leib gießen müssen, womit er alle Sünden abgewaschen zu haben glaubte.

Wenn Klenke beim Reinigen der Stuben seines Herrn, was jeden Morgen geschah, ein Buch auf dem Fußboden liegen sah, so mußte er stets erst einen türkischen Diener rufen, der das Buch aufhob, da er es selbst nicht anfassen durfte. Alle Bücher waren geschrieben und jede Zeile, ja fast jedes Wort mit roter, grüner oder gelber Farbe überstrichen. Gedruckte Bücher kennt man nicht, da tausend Menschen sich und ihre Familie vom Schreiben ernähren müssen und daher keine Druckerei dulden.

Alle Jahre wird Rammadam, d. h. das Neujahrsfest gefeiert; vier Wochen lang darf dann niemand bei Tage weder essen noch trinken noch rauchen; nachts dagegen sind alle Kirchen hell von Lichtern, auf allen Straßen gibt es Backwerk, Sorbet und Kaffee zu kaufen; die Nächte werden mit Schmausereien und Trinkgelagen verbracht, bei Tage dagegen wird gefastet und geschlafen. Der Beginn des Festes wird in Tunis durch einen Kanonenschuß bekanntgemacht, ebenso das Ende des Festes. Alle Verwandten, Bekannten und Freunde besuchen dann einander, küssen sich Mund, Hände, Arme und Schultern, und drei Tage lang tun sie nichts anderes als essen und trinken. Die jungen Leute bauen zwei Säulen auf dem Markt auf, befestigen einen Strick mit jedem Ende daran, zieren ihn mit Bändern und Blumen und setzen sich unter Trommelschall darauf.

Obwohl Tunis äußerst eng bebaut ist, ist es doch im Umkreise eine deutsche Meile groß. Der Landmann lebt unter Zelten und in Höhlen. Der Day von Tunis zieht ebenso wie der von Algier und Tripolis alle Jahr zweimal aufs Land, um die Steuern und Abgaben einzutreiben. Unter dem Schall von Trommeln und Trompeten und dem Schwenken von Fahnen verfügt er sich in sein Zelt. Um das seinige herum sind viele andere Zelte aufgeschlagen. Am dritten Tage erst kommt er mit vielen Leuten wieder zum Vorschein, sammelt die Steuern ein und holt sich Vieh, Korn, Datteln und Geld. Sklaven führen alsdann die Kamele, auf die die Zelte verpackt sind. Einen solchen Zug zur Eintreibung der rückständigen Abgaben mußte auch Klencke mitmachen.

Auf dem Lande und in den Gebirgen gibt es Löwen, Tiger, Kamele, Strauße, Adler, große Schafe mit dicken Schwänzen, Skorpione und Schlangen. Klencke hätte auf dem Markt von Tunis einen jungen Löwen für zwei Taler kaufen können, mußte aber von dem Kaufe abstehen, da er ihn nicht zu erhalten vermochte.

Wie nun des großen Gottes wunderbare Regierung von uns Menschen gar nicht genug bewundert werden kann, indem er uns seine väterliche Hilfe auf alle mögliche Art zu erkennen gibt, so erging es auch Klenke bei seiner Erlösung aus seiner Sklaverei.

Obwohl er bei einem Day, einem großen Herrn, war, der viele Sklaven besaß, die anders als bei

gewöhnlichen Handwerkern behandelt wurden, Klencke namentlich wegen der Auferziehung des ihm übergebenen Kindes es besser hatte als bei seinem ersten Gebieter, dem Steinhauer, so hatte er doch über mancherlei zu klagen. Die Sklaven, die ihrem Herrn beim Essen aufwarteten, durften es sich nicht unterstehen, von den Brosamen ihren Hunger stillen zu wollen. Wurde das gesehen, so wurden sie sogleich gefragt, ob sie nicht ihren Sold, nämlich Wasser und Brot, bekämen. Als er vierzehn Tage lang das ihm anvertraute Kind während dessen Krankheit in den Armen getragen und ihm zur Beruhigung deutsche Wiegenlieder vorgesungen hatte, steckte ihm dessen Mutter nur ein einzigesmal heimlich etwas Essen zu, das er, da es in Oel gekocht gewesen war, nicht einmal genießen konnte. Während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in Tunis sah er in der Küche seines Herrn nie etwas Gebratenes, obwohl sein Koch ein Neapolitaner von Geburt war. Dabei erging es Klencke immer noch besser als anderen Sklaven, indem er außer dem Wasser und Brot von dem für das Kind gekochten Brei einige Löffel aß. Von der Tafel seines Herrn hätte er auch bei der größten Ueberwindung nichts genießen mögen, da das Brot mit den Händen gebrochen und alle Speisen mit den Fingern gegessen wurden.

Klenckes Erlösung trug sich nun folgendermaßen zu: Als er seinerzeit, wie oben erzählt, bei dem Regiment Melville in Brabant gestanden hatte, Landau belagert wurde und die hannoverschen

Truppen unweit Köln lagen, war er oftmals in Köln und wurde allmählich daselbst bekannt. Unter anderem war er öfters mit einem Bürger namens Nikolaus Welter zusammen. Dieser hatte einen Vetter, der in Wien bei Seiner Kaiserlichen Majestät als Stallmeister in Diensten stand. Der Vetter wollte ihm eine Anstellung als Trabant besorgen und berief ihn zu sich von Köln nach Wien. Um in der Berbarei Pferde zu kaufen, reiste der Stallmeister nach Tunis in Begleitung seines Vetters, des Trabanten, den er als Pferdearzt ausgab. Unterwegs starb der Stallmeister; deswegen sandte der Vizekönig von Sizilien einen seiner Hofbeamten mit dem Trabanten nach Tunis zum Einkauf der für den Kaiser ausgesuchten Pferde.

Klencke stand mit dem Kind auf dem Arm vor der Tür und sah seinen alten Bekannten Nikolaus Welter vorübergehen. Er lief hinter ihm her und fragte, ob er nicht Nikolaus Welter aus Köln wäre. Auf seine bejahende Antwort gab sich Klencke zu erkennen, worauf dem Kölner die Tränen in die Augen kamen. Klencke erhob seine Hände und weinte bitterlich. Nikolaus Welter nannte ihm seine Wohnung und versprach ihm seine Hilfe zur Befreiung. Auf Klenckes Veranlassung fragte er denn auch schon am nächsten Tage dessen Herrn, ob er ihm für dreihundert Taler einen Freibrief geben wollte, worauf dieser ihm antwortete, für dreihundert Taler würde er noch nicht einmal einen Esel loslassen. Für diesmal war es also noch nichts, und Klencke mußte sich mit der Zukunft trösten.

Nikolaus Welter hatte seine Pferde in dem Stall eines Türken, der in der Nähe des holländischen Konsuls wohnte und diesen täglich besuchte. An diesen Konsul hatte Welter von dem Vizekönig von Sizilien ein Empfehlungsschreiben, damit er ihm bei dem Pferdekauf behilflich wäre. Welter teilte dem Konsul die unglückliche Lage des jungen Edelmanns mit, der sogleich zu ihm gerufen wurde. Klencke fiel ihm zu Füßen und bat ihn um seinen Beistand, den der Konsul feierlichst versprach, nur sollte Klencke seinem Herrn nichts davon sagen. Welter ließ ihm viele Wohltaten zuteil werden und gelobte ihm, für ihn nach seiner Rückkehr nach Wien sorgen zu wollen. Zu dem Zwecke übergab ihm Klencke einen Brief folgenden Inhalts an seinen Bruder in Hannover:

„Lieber Bruder, es wird dir bekannt sein, daß ich vor einigen Jahren meinen Abschied aus den hannoverschen Truppen nahm und in venezianische Dienste trat. Leider hatte ich das Unglück, daß ich unterwegs auf dem Meere nebst hundertachtzig Mann von den Türken gefangengenommen und auf eine Galeere gebracht wurde. Drei Jahre habe ich darauf wie ein Hund leben müssen, bekam nur wenig zu essen, dafür aber alle Tage Schläge. Nachdem der Frieden mit dem Kaiser geschlossen worden war, wurde ich in das Mohrenland nach der Berbarei verkauft. Der allmächtige Gott wolle Euch, meine Brüder und Schwestern, veranlassen, mich aus den bar-

barischen und türkischen Händen zu erlösen. Ebenso geht meine demütige und flehentliche Bitte an alle meine früheren Freunde, mir zu helfen, aus dem augenblicklichen Elend herauszukommen; denn es gibt keinen bejammernswerteren Stand als den Sklavenstand: alle Tage Schläge, an Füßen und Händen in Ketten geschlossen, Arbeit Tag und Nacht!

„Stellt euch also vor, meine Brüder und Schwestern, wie elend es mir ergeht. Erwartet von Gott dem Allmächtigen euren Lohn und erlöst mich betrübte Seele aus den barbarischen und höllischen türkischen Händen. Sollten eure Mittel dazu nicht ausreichen, so bittet Freunde, Bekannte und mitleidige Leute um ein Almosen.

Damit verbleibe ich

euer Bruder
Johann Friedrich von Klencke,
Sklave in der Berberei zu Tunis.

Schreibt nur dem Kaiserlichen Trabanten Nikolaus Welter in Wien.

Anno 1721, am 8. Mai."

Sobald Nikolaus Welter nach Wien zurückgekommen war, schrieb er an Herrn von Klencke folgenden Brief:

„Wohlgeborener Herr! Ich kann nicht unterlassen, Ihnen mitzuteilen, daß ich, als ich in der Berbarei war, um Pferde für Seine Kaiserliche Majestät einzukaufen, einen Menschen getroffen habe, den ich früher kannte und der mir mitteilte, daß er Friedrich von Klencke wäre, gebürtig aus Oehrssen, Amt Coppenbrügge. Er will früher in venezianischen Kriegsdiensten gestanden haben. Als die Türken aber Korfu eroberten, ist er von ihnen gefangengenommen und nach Konstantinopel geschleppt worden. Drei Jahre hat er auf einer Galeere rudern müssen, an Händen und Füßen geschlossen; zu essen und trinken gab es nur Brot und Wasser, und ständig ist er auf dem Meere gewesen. Als es 1718 zum Frieden zwischen dem Kaiser und den Türken kam, hieß es, die Christen und Deutschen sollten in die Christenheit zurückkehren; Friedrich von Klencke wurde aber in die Berbarei nach Tunis, die Hauptstadt der Berbarei, verkauft. Sein Herr heißt Ali Day Sala. Klencke muß daselbst immer einen kleinen Jungen auf dem Arme tragen, bekommt wenig zu essen und keine Kleider und muß ohne Schuhe und Strümpfe gehen. Ein jeder Christ muß bei einigermaßen mitleidigem Herzen Erbarmen mit ihm haben. Wenn die Sklaven nur das geringste versehen, bekommen sie zweihundert Schläge auf die Fußsohlen, dreihundert auf das Hinterteil und zweihundert auf den Bauch, so daß es kein Wunder wäre, wenn sie an ihrem Glauben verzweifelten, den türkischen Glauben

annähmen und also mit Leib und Seele zum Teufel in die Hölle fahren. So bitte ich denn alle seine Verwandten und Freunde um ihre Hilfe, damit er aus den Händen der Türken errettet werden möge. Sie alle mögen diesen Menschen um des Himmels willen nicht verlassen; sie sollen mir schreiben, damit ich ihm in die Berbarei eine Antwort schicken kann, ob er etwas zu hoffen habe oder nicht. Sollten sie Geld zu seiner Loslassung schicken, so können sie es nur an den durchlauchtigsten Prinzen von Hannover schicken.

Damit verbleibe ich des Herrn

gehorsamster Diener

Nikolaus Welter,

Kaiserl. Trabant.

Wien, den 13. Dezember 1721.

Den anliegenden Brief hat Friedrich von Klencke in Tunis in meinem Beisein im Mai des Jahres 1721 eigenhändig geschrieben und ich habe ihn mit meinem Petschaft versiegelt. Schreiben Sie mir also bitte, welche Absichten Sie bezüglich Ihres Bruders haben.

Nikolaus Welter.

Jahr und Tag vergingen, bis die Briefe nach Hannover gelangten und Klenckes Bruder in Oehrssen eingehändigt wurden. Es war natürlich

ebenso leicht möglich, daß Klenckes Brief verloren ging und Nikolaus Welter vor Absendung seines Briefes starb; gottlob hat aber die himmlische Vorsehung Klencke aus seinem Sklavenstande gerettet. Sein Bruder in Oehrssen auf dem väterlichen Gute hielt Klenckes Anteil an der Hinterlassenschaft seines Vaters zu einem Freikauf nicht für ausreichend genug und war daher nicht wenig besorgt. Das wurde Seiner Durchlaucht dem Prinzen von Hessen-Kassel hinterbracht, dem man auch beide oben abgedruckte Briefe einsandte. Seine Durchlaucht bewilligte zu der Loskaufungssumme nicht nur einen hochherzigen Beitrag, sondern gab auch den Beamten zu Coppenbrügge den Befehl, den ganzen fehlenden Betrag nach Oehrssen zu zahlen, für den das Gut bis zur Rückerstattung haften sollte.

Der königliche und kurfürstliche Hofjude Michael David zu Hannover sandte einen Wechsel auf diese Gelder an den Bankier Hautzenberger in Wien, wo der Gesandte von Hessen-Cassel sich bemühte, die Gelder an den kaiserlichen Konsul in Livorno und von da an den holländischen Konsul Hudson in Afrika nach Tunis zu übersenden. Dieser ließ Klencke zu sich kommen, teilte ihm das Eintreffen des Geldes mit und gab ihm den Rat, sich zehn bis vierzehn Tage krank zu stellen und weder zu essen noch zu trinken. Damit er sich heimlich Lebensmittel beschaffen könnte, händigte er ihm drei Taler aus.

Sein Gebieter hatte oftmals mit Klencke über Religionsfragen in dessen Vaterlande gesprochen,

und da er bei seinem Kinderwarten genügend Zeit gehabt hatte, um die arabische Sprache zu erlernen, konnten sie sich bald miteinander verständigen. Sein Herr hatte ihm unter anderem gesagt, er hielte Christus für einen großen Propheten und seine Mutter Maria für eine gottesfürchtige Frau, obwohl Mahomet weit über beiden stände. Eben deswegen aber konnte sich Klencke nicht über den in den türkischen Kirchen aufgestellten Ochsenkopf beruhigen, vor dem die Türken ihre Gebete verrichteten. Der Day lachte nur über Klenckes Ansichten und behandelte ihn nach wie vor übel, da er um so mehr den Himmel zu verdienen glaubte, je mehr er seine Sklaven schlug und quälte.

Klenckes simulierte Krankheit machte ihn jedoch etwas bestürzt; er besuchte ihn öfters an seinem Lager und fragte, wie er sich befände. Klencke antwortete, ihm wäre es am angenehmsten, wenn er ganz allein wäre. Sein Herr aber ließ einen Feldscher kommen, der ihn kurieren sollte. Dieser fühlte seinen Puls und fragte nach seinem Zustande, konnte sich aber kein genaues Krankheitsbild machen, da Klencke über Schmerzen im Leibe und im Rücken klagte. Aus Besorgnis, daß Klencke etwa sterben möchte, fragte ihn sein Herr, ob er Geld zu seiner Freilassung beschaffen könnte, worauf jener antwortete: „Zur Zeit nicht, wohl aber wenn ich mit dem holländischen Konsul darüber sprechen dürfte.“ Der Day riet ihm, diesen Herrn deswegen anzugehen. Da aber Klencke fürchtete, sein Herr wollte ihn damit nur auf die Probe stellen, konnte er sich

lange nicht dazu entschließen; schließlich begab er sich jedoch, auf zwei Stöcke gestützt, zu ihm. Er trug ihm die Sache vor, und der Konsul ließ seinen Herrn fragen, wieviel er für den Sklaven haben wollte und ob er ihn ihm überlassen würde. Nach längerem Verhandeln wurden der Konsul und der Day miteinander einig; zwei Muftti wurden geholt, die nach Auszahlung der Summe einen in arabischer Sprache verfaßten Freibrief aufsetzten. Der Konsul und der Day unterschrieben ihn.

Wie nun Klencke jeden Morgen seinem Herrn die Hände küssen mußte, so tat er es auch bei Uebergabe des Freibriefs; dann lief er, so schnell er konnte, zu dem Konsul. Als der Herr sein schnelles Laufen sah, ließ er ihn zu sich holen und sagte: „Du Hund, bisher bist du so krank gewesen; nun aber kannst du mit einem Male so schnell laufen?" Klencke antwortete, er hätte es vor großer Freude getan; das Glück belohne die, die die Geduld hätten, zu warten, und wer einem anderen Geheimnisse offenbarte, der machte sich selbst zum Sklaven.

Ueber diese Antwort erschrak sein Herr, sah ihn aber freundlich an und führte ihn höflich in sein Zimmer, wo er ihm folgenden Vorschlag machte: er wollte ihm seine Tochter und die Hälfte des Lösegelds geben, mit der er sich ein Geschäft einrichten könnte und unter seiner Hilfe ein großer Kaufmann werden würde, wenn er ihm die andere Hälfte lassen und in Tunis wohnen wollte.

Klencke dachte bei sich: wenn ein Hund die Zähne nicht gebrauchen kann, wedelt er mit dem

Schwanz. Er machte also eine tiefe Verbeugung und sagte mit Aristoteles: „Der ist ein glücklicher Mensch, der in seiner Not einen Freund hat; noch glücklicher aber ist der, der keinen Freund nötig hat."

Nun bat ihn der Day, sich, solange er noch bei ihm wäre, weiter seines Kindes anzunehmen und den neuen Sklaven des Kindes, das sich so sehr an ihn gewöhnt hätte, in der Erziehung zu unterrichten. Dies sagte ihm Klencke denn auch zu.

Nach vierzehn Tagen war alles zur Abreise fertig; der holländische Konsul gab Klencke reichliche Lebensmittel mit und bezahlte dem Schiffer für die Fahrt bis Livorno fünf Taler. Klencke bedankte sich höflichst, worauf ihm der Konsul folgende Bescheinigung aushändigte:

„Wir, Joseph Hudson, Generalkonsul der hochmögenden Generalstaaten in Stadt und Land Tunis, bezeugen hiermit, daß Johann Friedrich Klencke, ein Deutscher von Geburt, bei dem Türken Sidi Ali Day Sala Sklave gewesen und von der Levante hierher gebracht ist. Er ist einer von denen, die von der türkischen Armee zur See bei Korfu gefangengenommen sind, und ist von uns auf Ansuchen des Herrn Nikolaus Welter aus Wien losgekauft worden.

Zur Urkund dessen haben Wir diese Bescheinigung mit unserem Siegel versehen und ausgefertigt.

Gegeben zu Tunis, den 7. Dezember 1722.

Joseph Hudson."

Wie Klencke bisher so oft Unglück gehabt hatte, so geriet er auch auf dieser Reise in größte Angst und Not, indem sein Schiff vom Winde von Tunis nach Malta und von da nach Korsika abgetrieben wurde, wo der Schiffer Anker warf. Da er aber besorgte, das Ankertau möchte infolge des Sturmes reißen und das Schiff auf die Klippen getrieben werden, ließ er das Schiff wieder auf die hohe See laufen, bis es endlich Italien erreichte und unweit Livorno die Anker auswarf. Hier blieb der Schiffer zehn Tage; am elften kam ein Arzt an Bord, der Schiffer, Matrosen und Reisende untersuchte, ob sie frei von Pest wären, die in der Berbarei damals wütete. Darauf wurden alle Menschen und Waren zur Quarantänestation gebracht, wo sie vierzig Tage bleiben mußten.

Gleich nach ihrer Aufnahme in das Lazarett erschien ein Italiener, der sich erkundigte, was für Passagiere eingetroffen wären. Der Lazarett-inspektor teilte ihm mit, daß ein Deutscher darunter wäre, der bisher in der Berbarei Sklave gewesen wäre und nichts zu essen hätte. Sogleich wurde Befehl gegeben, daß diesem Brot, Wein, Reis und andere Stärkungsmittel gereicht würden.

Nach Ablauf der Quarantänezeit wurden alle Passagiere nochmals einer genauen Untersuchung unterworfen. Der Schiffer erhob von einem jeden für den Verlust des großen Ankers eine Beisteuer von fünf Talern, die der Vizekonsul Gio Domenico Gemma für Klencke bezahlte. Aus der Quarantäne

entlassen, fand Klencke den Schwager seines Herrn in Tunis als Sklaven auf einer Galeere in Livorno, bei dem er sich für die in Tunis genossene üble Behandlung bedankte.

Klencke besaß keinen Pfennig und wußte sich nicht zu raten, bis ihm endlich der kaiserliche Vizekonsul aus der Armenkasse drei Taler und aus seinen eigenen Mitteln einen Zehrpfennig übergab. Damit machte er sich in seinen Sklavenkleidern nach Wien auf, wohin sein Paß ausgestellt war, um sich persönlich bei seinem Wohltäter Nikolaus Welter zu bedanken. Er nahm seinen Weg über Florenz, Bologna, Mantua, Trient und Innsbruck und gelangte dann durch Bayern und Oesterreich nach Wien. Der liebe Gott allein weiß, wie jämmerlich, kummervoll, mühsam und gefährlich diese Wallfahrt war.

Der Paß lautete:

„Gio Domenico Gemma, Kaiserlicher Vizekonsul in der Stadt und dem Hafen Livorno nebst den umliegenden Orten.

Ich bezeuge hiermit, daß Johann Friedrich von Klencke, ein Deutscher, der in Tunis Sklave gewesen, gesonnen ist, sich von hier nach Wien zu begeben. Aus dem Grunde habe ich ihm diese Bescheinigung ausgestellt und ersuche die Herren Gouverneure, Offiziere, Zivil- und Militärbeamten zu Wasser und zu Lande, sie wollen ihn nicht

allein ohne Hindernisse frei und sicher passieren lassen, sondern ihm auch in allem nach ihrem Vermögen und ihren Kräften behilflich und förderlich sein. Bei vorfallender Gelegenheit bin ich zu jeder Erwiderung gern erbötig.

Zu Urkund dessen habe ich Gegenwärtiges eigenhändig unterschrieben und mit dem kaiserlichen und königlichen Siegel versehen.

Livorno, den 14. Februar 1723.

Gio Domenico Gemma,

Vizekonsul."

Nikolaus Welter nahm Klencke mit Freuden auf und behielt ihn in seinem Hause, gab ihm Essen, Trinken, Strümpfe, Schuhe, Hemd, Hut und seinen alten Trabantenrock. Als er darauf bei dem Abgesandten von Hessen-Kassel seinen untertänigsten Dank für die große Mühe abstattete, wurde er von diesem mit einem reichlichen Zehrpfennig für die Reise ins Vaterland versehen. Er reiste durch Böhmen über Prag und durch Sachsen bis Hannover, wo er auf seinem väterlichen Gut von seinen Angehörigen mit großer Freude aufgenommen wurde. Allgemein wurde es anerkannt, daß ein wahrer Freund ein großer Trost in der Einsamkeit, ein vortrefflicher Beistand in Geschäften, der beste Schutz bei Beleidigungen, ein Rat in Schwierig-

keiten, ein Beichtvater in zweifelhaften Dingen und eine Zuflucht in Trübsal ist.

Klencke lobte und pries den großen Gott für seine wunderbare Führung, wunderbare Erhaltung und wunderbare Errettung von ganzem Herzen und rief mit dem Apostel aus: O welch eine Tiefe des Reichtums, beides an Weisheit und Erkenntnis Gottes; wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege. Ihm sei Lob und Preis, hier zeitlich und dort ewiglich. Amen!

Im **Raben-Verlag G. m. b. H., Charlottenburg 4, Dahlmannstraße 12**, erschienen ferner von den

Robinsonaden

Band I: Der deutsche Robinson
Gebunden M. 6.—, geheftet M. 5.—

Band II/III: Die ostfriesländische Robinsonin
Gebunden M. 8.—, geheftet M. 7.—

Vor der Tat

Roman von **Olga Wohlbrück**
Gebunden M. 7.50, geheftet M. 6.—

Um Freiheit und Frieden

Roman von **Elsbeth Borchart**
(Ein Kampf zwischen Liebe und Religion)
Gebunden M. 6.—, geheftet M. 5.—

Vom Jagen und Lieben

Jagdnovellen von **Gerhard Mueller**
Gebunden M. 6.—

Von Krieg und Liebe

Gedichte von **Georg Kißling**
Gebunden M. 4.—, in Halbleder M. 12.—

Linksäugigkeiten

(Im Kreis der Liebe)
von **C. G. Haeseler**
Geheftet M. 4.—

Im Raben-Verlag G. m. b. H., Charlottenburg 4, Dahlmannstraße 12, erschienen ferner

von **Alice Fliegel**

.... denn es ist Erntezeit

Roman

Gebunden M. 6.—, geheftet M. 5.—

Totenwache

Roman

Gebunden M. 5.—, geheftet M. 4.—

Ein Sommerlied

Das Märchen einer Liebe

Novelle

Gebunden M. 5.—

Worauf sie warten

Ein Skizzenbuch

Gebunden M. 8.—

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
834 L52880r C001 v.4
Robinsonaden : eine Sammlung von Aventeu
3 0112 089012907